

EIN MAULKORB FÜR KANT

Schauspiel in elf Bilder

von M O R U S

bearbeitet von Andrej Togni

Adresse des Autors:
RICHARD LEWINSOHN
Hôtel Saint-James
211 rue Saint-Honoré
Paris 1^e

Bilderfolge

(Vorspiel: Die Auktion)

- | | | |
|-------|------|---------------------------------|
| I. | Bild | Das verhinderte Duell |
| II. | Bild | Kant huldigt dem König |
| III. | Bild | Philosophie macht reich |
| IV. | Bild | Neuer Kurs in Berlin |
| V. | Bild | Angst vor der Revolution |
| VI. | Bild | Schweigepflicht für Kant |
| VII. | Bild | Eine Stimme aus dem Jenseits |
| VIII. | Bild | Letzte Verwarnung |
| IX. | Bild | Flucht nach innen |
| X. | Bild | Verhaftung der Gräfin Lichtenau |
| XI. | Bild | Befreiung des Geistes |

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die der Bühnenaufführung, Übersetzung und Bearbeitung, der Verbreitung durch Rundfunk, Fernsehen, Schallplatten und Tonband, sowie der Verfilmung, auch einzelner Abschnitte.

M o r u s

EIN MAULKORB FÜR KANT

Personenverzeichnis

Immanuel Kant

Lampe, sein Diener

Köchin Kants

Hippel, Bürgermeister von Königsberg

Green }
> englische Kaufleute

Motherby }
}

Ruffmann, Bankdirektor

Jochmann, Schüler Kants

König Friedrich Wilhelm II.

Graf von Herzberg }
}

Freiherr von Zedlitz > Preussische Minister

von Wöllner }
}

Wilhelmine Encke, später Gräfin Lichtenau

Frau Encke, ihre Mutter

von Zestrow, Oberst der Leibgarde

Zensor

Kammerherr, Lakaien, Adjutant des Königs, Leibgrenadiere,
Kammerzofe Wilhelmines, Honoratioren der Stadt Königsberg,
Universitätsprofessoren, Gesangslehrer, Kinderchor.

Die Handlung spielt in der zweiten Hälfte des 16. und zu Anfang
des 19. Jahrhundert in Königsberg, in und um Berlin.

Im Auktionssaal. Lärm der Menge.

AUKTIONATOR

Silentium! (Schwingt energisch die Tischglocke, verliert dann rasch und routinemässig das Reglement.) Ich eröffne hiermit die siebenundsiebzigste öffentliche Versteigerung in der königlich preussischen Krönungsstadt Königsberg, um im Auftrage des Herrn Testamentsvollstreckers, mit Zustimmung der Erben und unter Aufsicht eines hohen Magistrats die mobilen und immobilien Wertgegenstände aus dem Nachlass des emeritierten Professors der Philosophie an der Universität Königsberg, Immanuel Kant, gestorben am 22. Februar 1804, an den Meistbietenden zu veräussern. Die Kaufsumme, einschliesslich der darauf liegenden Gebühren, ist sofort von dem Käufer in courantem Silbergeld zu erlegen, und können selbige Objekte nach Schluss der Versteigerung vom Erwerber in Empfang genommen werden. Der Kaufakt erfolgt mündlich oder durch Handerheben und wird durch Hammerschlag des Auktionators bekräftigt.

Spätere Reklamationen werden nicht berücksichtigt.

(Der Auktionator klingelt wieder und beginnt dann in pathetisch-rhetorischem Tonfall seine Ansprache.)

Meine Herrschaften, Sie werden hier nicht Schmuckstücke finden, wie man sie in den Palästen prachtliebender Edelleute und wohlhabender Bürger antrifft. Unser Weltweiser war nach Jahrzehnten kargen, ja ärmlichen Lebens nicht nur zu Ruhm und internationalem Ansehen gelangt, sondern auch zu einem Vermögen, wie es nur wenige Gelehrte ihr eigen nennen können. Aber das Gehalt und die Honorare, die ihm aus seinen Vorlesungen und aus dem Verkauf seiner Schriften zuflossen, hat er dazu benutzt, dieses geräumige Haus zu erwerben, um seine Schüler in die Tiefen seiner Gedankenwelt einzuweihen, seine Freunde zu bewirten und mit ihnen die Probleme der Zeit und die grossen Fragen der Ewigkeit zu erörtern, ohne darüber die Sorge um seine Verwandten zu vernachlässigen. So hat er sich selbst den kategorischen Imperativ auferlegt, jenes Sittengesetz, das er der Menschheit hinterlassen hat und demzufolge jeder sich so verhalten soll, dass seine Lebensführung allen Menschen zum Vorbild dienen kann.

(Beifall)

AUKTIONATOR

Gewiss, unser Immanuel Kant war keine Eremit und auch kein weltfremder Stubengelehrter. Er lebte nicht wie Diogenes in eine Tonne. Er liebte das gute Leben, wie alle vernünftigen Menschen.

(Zwei Werkleute bringen einige Kisten mit Weinflaschen herein.)

(nach kurzer Pause) Hier, meine Herren und Damen, haben Sie in flagranti den Beweis für meine Worte: diese Flaschen herrlichen französischen Weins haben wir erst vor wenigen Tagen im Keller gefunden. Deshalb konnten sie nicht mehr in unseren Katalog aufgenommen werden. Aber sie werden

trotzdem heute versteigert, und wer sie erwirbt, kann sich rühmen, den Wein des Weltweisen Kant getrunken zu haben.

STIMME AUS DEM PUBLIKUM: Welcher Jahrgang?

STADTRAT (erhebt sich): Soweit wir es feststellen konnten, stammt der Wein aus der Zeit, als die Franzosen einander die Köpfe abschlugen, aber hierzulande, nicht zuletzt dank den weisen Lehren unseres Immanuel Kant, auch in jenen stürmischen Jahren Ruhe und Ordnung herrschte.

AUKTIONATOR: Und nun, verehrte Herrschaften, gehen wir zum Verkauf über, wobei ich nochmals betonen möchte, dass hier nichts versteigert wird, was nicht unserem Immanuel Kant selbst gehört hat. Hier als erstes das Spitzenjabot, das Immanuel Kant als Rektor der Universität bei den Krönungsfeierlichkeiten trug, als König Friedrich Wilhelm II. dem Philosophen die Hand reichte.

STIMME AUS DEM PUBLIKUM: Zehn Groschen.

AUKTIONATOR: Dieses Angebot kann ich selbst als Ausgangspunkt nicht annehmen, da uns aus dem Ausland für sämtliche Gegenstände, die Immanuel Kant hinterlassen hat, als Mindestbetrag zwei Gulden geboten worden sind.

STIMME AUS DEM PUBLIKUM: Ich zahle elf Groschen, aber nicht einen mehr.

AUKTIONATOR: Zwei Gulden und Zwei Gulden – Zahlt niemand mehr? Links? Rechts? (Hammerschlag.)
Das Spitzenjabot geht an den ausländischen Kant-Verehrer.

(Bewegung)

STIMME AUS DEM PUBLIKUM: Die Ausländer kaufen uns alles weg.

AUKTIONATOR: Ich hoffe, das werden sie nicht können. Es hängt nur von Ihnen ab. Hier ein gelbseidener Rock. Unser Weltweiser trug ihn bei feierlichen Anlässen, in späteren Jahren auch am Alltag, mit besonderer Vorliebe. Dazu eine passende Kniehose aus hellbraunem Satin. Ein Angebot aus dem Ausland von zwölf Talern liegt vor. (fade out)

I. Bild

Offene Laube im Königsberger Stadtpark. In der Laube eine Gruppe junger Leute, unter ihnen der spätere Bürgermeister Hippel, der preussische Bankbeamte Ruffmann, die in Königsberg ansässigen englischen Kaufleute Green und dessen Schwager Motherby. Kant, ungefähr vierzigjährig, in abgeschabtem Rock, mit einem aufgeschlagenen Buch in der Hand, nähert sich der Laube und bleibt vor ihr stehen, als ob er hören wollte, was dort vorgeht.

HIPPEL (liest eine Zeitung): Es gibt keine Ruhe mehr. Sieben Jahre haben sie Krieg geführt, und kaum ist Friede geschlossen, geht es schon wieder los.

RUFFMANN: Wo?

HIPPEL: In Nordamerika, in New York, in Boston, und wie die Nester dort heißen.

RUFFMANN: Interessiert mich nicht.

HIPPEL: Sagen Sie das nicht. Die Welt ist klein geworden. Wenn irgendwo ein Krieg ausbricht, weiss man nie im voraus, wann und wo er enden wird. Der letzte Krieg fing in Sachsen und Böhmen an, und geendet hat er damit, dass die Engländer den Franzosen Kanada weggenommen haben.

GREEN: Und euer Königsberg war zwei Jahre von den Russen besetzt.

HIPPEL: Ja, obwohl wir hier oben mit den Russen nie einen Streit gehabt haben. Nur durch diese verdammten Bündnisse, die den Krieg von einem Land ins andere tragen und die ganze Erde verseuchen, wie die Pest.

MOTHERBY: Psst! (Zeigt auf Kant) Da kommt er wieder, der Bücherwurm.

(Das Gespräch verstummt.)

RUFFMANN (nach kurzer Pause, leise): Kein Zweifel mehr. Den schickt die Polizei aus, um uns zu bespitzeln.

GREEN: Lass mich machen. (Er stellt sich Kant, der in die Laube eintreten will, entgegen und versperrt ihm den Zugang.) Was suchen Sie hier?

KANT: Das selbe wie Sie: Schutz vor Regen.

GREEN: Aber es regnet nicht mehr.

KANT: Es wird gleich wieder anfangen. Sehen Sie, da fallen schon die ersten tropfen. Und dies ist mein einziger Anzug. Wenn er nass wird, werde ich morgen nicht mehr gekleidet sein, wie es sich für einen korrekten Beamten gehört.

GREEN: Wer sind Sie denn?

KANT: Was berechtigt Sie zu dieser Frage?

- RUFFMANN (zu Green): Lass ihn, er sagt doch nicht die Wahrheit. Er ist ein Polizeispitzel, das sieht man ja.
- KANT: Ich bin der Magister Immanuel Kant, Hilfsbibliothekar an der Königlich Preussischen Schlossbibliothek.
- GREEN (zu Kant): Warum lügen Sie? Sie sind von der Polizei.
- KANT: In gewissem Sinne, ja. Ich habe aufzupassen, dass kein Buch entwendet wird und vor Schliessung des Lesesaals alle Bücher an ihren Platz gestellt werden.
- RUFFMANN: Er will uns noch verhöhnen. Ein gefährlicher Bursche.
- KANT: Das liegt mir fern. (Zu Green) Sie sind doch der englische Kaufmann Green?
- GREEN: Woher kennen Sie mich?
- RUFFMANN: Was fragst Du? Unsere Namensliste hat er natürlich von der Polizei.
- KANT: Nein, da irren Sie sich. (Zu Green) Sie haben sich doch einmal aus unserer Bibliothek Bücher geliehen?
- GREEN: Mag sein.
- KANT: Wenn ich mich recht entsinne, war das ein Buch eine Abhandlung darüber, wie man schnell reich wird, und das andere ein Kommentar zur preussischen Konkursordnung.
- (Gelächter)
- GREEN: Sie als gelehrter Magister finden so etwas gewiss verächtlich. Für Sie ist jeder Kaufmann ein Dieb.
- KANT: Keineswegs. Geld und Philosophie haben sich immer gut miteinander vertragen. Der erste Philosoph, vom dem wir Genaueres wissen, Thales von Milet, war ein hochbegabter Spekulant. Als es in Jonien einmal eine Dürre gab, hat er heimlich alle Ölmühlen an sich gebracht und dann die Ölpreise masslos in die Höhe getrieben.
- HIPPEL: Ein feiner Kumpan, Ihr philosophischer Ahnherr.
- KANT: Sicher hat er es nicht oder nicht nur aus Eigennutz getan, sondern aus Vergnügen am Spiel der Gedanken, an der geistigen Spekulation.
- HIPPEL: Dieser Thales ist also Ihr grosses Vorbild, Ihr Ideal. Oder ziehen Sie Diogenes in der Tonne vor?
- KANT: Weder den einen noch den anderen. Wie Sie an meinem schäbigen Rock sehen, habe ich für geschäftliche Spekulationen gar keine Begabung. Aber ich bin von Natur auch kein Asket und halte Armut nicht unbedingt für eine Tugend. Das Geld ist eine sehr nützliche Institution, schon weil es – wenn man sich nicht von ihm beherrschen lässt – frei

macht. Und ich liebe die Freiheit, soweit sie sich mit der Staatsordnung vereinbaren lässt.

GREEN: Das hört sich fast so an, als ob Sie Engländer wären. Wie war doch Ihr Name?

KANT: Kant, Kant, Immanuel Kant.

GREEN: Kant, Kant, der Name klingt auch eher englisch als preussisch. Dann sind wir womöglich Landsleute.

KANT: Das wäre zuviel gesagt. Meine Vorfahren sind zwar auch aus Grossbritannien herübergekommen, aber sie waren keine Engländer, sondern Schotten.

GREEN: Ist Ihnen nicht bekannt, dass die Engländer und die Schotten den selben König haben?

KANT: Aber nicht immer die selbe Meinung. Abgesehen davon ist mein Vater schon hier im Osten geboren, und ich bin laut Taufregister in Königsberg zur Welt gekommen, als Untertan des Königs von Preussen.

GREEN: So, so. Schon als untertänigster Diener Ihres Souveräns.

KANT: Nein, mein Herr, ich glaube, dass alle Menschen frei geboren sind. Deshalb empört es mich, was die Engländer in Indien und in Amerika treiben.

GREEN: Was meinen Sie damit?

KANT: Ich dachte, ich hätte mich klar genug ausgedrückt. Haben Sie nicht gelesen, was darüber in den Gazetten steht?

GREEN: Sie wollen wohl, dass englische Soldaten in Indien von fanatischen Wirrköpfen abgeschlachtet werden? Und dass in Amerika Abenteurer sich erdreisten, vor den Augen britischer Beamter englische Waren ins Wasser zu werfen?

RUFFMANN (zeigt auf Kant): Da muss ich ihm zustimmen. Kolonien hat es von jeher gegeben und wird es auch künftig geben. Aber man sollte sie ruhig den Privatgesellschaften überlassen, wie es die Holländer und zu Anfang auch die Engländer in Ostindien getan haben. Sobald der Staat sich einmengt, fließt Blut.

KANT: Das allein ist, moralisch betrachtet, noch kein Kriterium. Es kommt darauf an, wer angefangen hat, wer den anderen der Freiheit beraubt und wer sich dagegen wehrt. Selbstverteidigung gegen Vergewaltigung und nicht zuletzt die Verteidigung der geistigen Freiheit ist Naturrecht.

GREEN: Verteidigung gegen Beschimpfung der Person und der Nation, der man angehört, ist ebenfalls ein Recht, das jedem Menschen zusteht.

- KANT: Was Sie da sagen oder vielmehr unüberlegt nachplappern, ist die Philosophie der Raufbolde.
- GREEN: Jetzt ist das Mass voll, Herr Magister. Wenn ich eine Reitpeitsche bei mir hätte, würde ich sie Ihnen um die Ohren schlagen, damit Sie lernen, wie man sich einem Engländer gegenüber zu benehmen hat. Aber es geht auch so. Ich verlange von Ihnen Satisfaktion. Was ziehen Sie vor, Pistolen oder Säbel?
Ich habe beides in meiner Wohnung. Mein Schwager Motherby wird die Waffen holen.
(Er gibt Motherby einen Wink. Motherby eilig ab.)
- KANT: Die einzige Waffe, von der ich Gebrauch mache, ist die Vernunft.
- GREEN: Eigentlich hätte die Vernunft Ihnen sagen müssen, dass Sie einen Engländer nicht ungestraft beleidigen können.
- KANT: Und Ihnen, dass Sie beinahe eine masslose Dummheit begangen hätten. Glauben Sie vielleicht, dass die preussische Justiz Ausländern erlaubt, einen königlich preussischen Beamten niederzuschies sen oder zu erstechen? Im günstigsten Fall wären Sie ohne lange Festungshaft des Landes verwiesen worden. Dann wäre es mit dem Geschäft, das Sie hier betreiben, aus gewesen, und Sie hätten anderweitig von vorn anfangen müssen.
- GREEN: Sie wollen sagen: durch Ihre Weigerung, sich zu duellieren, haben Sie nicht nur sich selbst das Leben gerettet, sondern mir meine wirtschaftliche Existenz und meine Freiheit.
- KANT: Sehr richtig.
- GREEN: Wer England beschimpft, beschimpft mich – dabei bleibe ich. Was haben denn die Engländer getan? Sie haben Kolonien gegründet, wie vor ihnen die Spanier, die Portugiesen, die Franzosen, die Holländer, und sie bemühen sich, diese Kolonien zu halten. Ist das ein Verbrechen?
- KANT: Die älteren Herrenvölker haben, wenn auch meistens unfreiwillig, schon einen Teil ihrer Kolonien aufgegeben. Aber die Briten erweitern ihr Kolonialreich immer mehr, von Jahr zu Jahr und auf immer brutale re Weise, indem sie mit allen Mitteln der modernen Kriegskunst gegen unbewaffnete oder schlecht bewaffnete Völker vorgehen.
- GREEN: Ihr auf dem Kontinent habt leicht reden. Wenn ihr mehr Land braucht, damit euer Volk besser lebt, fangt ihr einfach mit euren Nachbarn Streit an und nehmt Ihnen mit Gewalt ein paar fruchtbare Provinzen ab. Das nennt man nicht: Kolonialkriege führen und Kolonien gründen.

Da spricht man nicht von Raub und Gewalt, auch wenn es um die Unterjochung fremder Völker geht.

KANT: Damit mögen Sie recht haben. Ich bin der letzte, der die Unterwerfung von Nachbarvölkern gutheisst.

GREEN: Aber haben Sie auch schon mal Ihre Stimme dagegen erhoben? Öffentlich protestiert?

KANT: Was könnte es schon nützen, wenn ein armseliger Hilfsbibliothekar den Mund aufreisst und sich anmasst, den grossen Herren ins Gewissen zu reden?

GREEN: Wer in der Unterdrückung der Freiheit und in der Unterjochung anderer Völker ein Verbrechen sieht, muss sich dagegen auflehnen.

KANT: Alles, was ich dagegen tun kann und tun darf, ist: schweigen. Weiter zu gehen, verbietet mir meine Pflicht als Staatsbürger und erst recht meine Pflicht als königlich preussischer Beamter.

GREEN: Aha, solch ein Freiheitsheld sind Sie, wenn es um Ihr Land geht. Dann sagen Sie mir wenigstens, was wir Engländer tun sollen? Wir haben keine Nachbarländer, die wir verschlucken können. England ist eine Insel. Wasser annektieren bringt nichts ein.

RUFFMANN: Wenn ihr das Meer annektiert, könnt ihr mehr Fische essen.

GREEN: Meine Landsleute an der Küste essen schon viel zu viel Fisch. Deshalb sehen sie so ausgemergelt aus. Ich ziehe ein saftiges Steak von einem ordentlichen Hornochsen vor. Aber um mehr Vieh zu züchten, braucht man mehr Wiesen und Weideland.

RUFFMANN: Davon habt ihr doch genug.

GREEN: Ja, aber auf Kosten unserer Wälder, die wir abholzen, als ob Bäume so rasch nachwachsen wie Unkraut. Wenn wir nicht noch im Norden, in den schottischen Bergen dichten Wald hätten, wäre unser Land bald so kahlgefressen wie Spanien, wo man die schönen Wälder abgeholzt hat, um Kriegsschiffe zu bauen.

KANT: Sie meinen die Flotte, die die Engländer vernichtet haben.

GREEN: In hartem, ehrlichem Kampf.

KANT: Ja, ja, so geht es den Völkern, die zuviel von allem haben möchten. Die grossen Fische fressen die kleineren.

GREEN: Darin stimme ich mit Ihnen überein, Herr Magister. Nur was wir Engländer tun können, um ohne Kolonien und ohne Kriege unser Volk besser zu ernähren, haben Sie mir noch nicht verraten.

- KANT: Ich sehe, junger Mann, Sie sind zwar etwas voreilig in Ihren Urteilen, aber sie machen sich Gedanken. Das ist heute unter der Jugend selten. Und Sie verstehen, logisch zu denken, wie es sich für einen Engländer gehört.
- GREEN: Sind Sie denn schon einmal in England gewesen.?
- KANT: Nein, weder in England, noch in Frankreich noch in Amerika.
- GREEN: Und da wagen Sie, über diese Länder, über die Völker, die dort wohnen, und über alles, was da vorgeht, ein Urteil zu fällen?
- KANT: Wenn man nur darüber urteilen würde, was man aus eigener Anschauung kennt, wäre unser Gesichtskreis enger als der eines Maulwurfs.
- GREEN: Das heisst, Ihre Urteile beruhen auf reiner Phantasterei.
- KANT: Sind Sie dabei gewesen, als Wilhelm von Oranien durch die Glorreiche Revolution die Macht an sich riss? Oder als die Flotte der Queen Elizabeth die spanische Armada vernichtete? Aber Sie glauben doch, dass es wahr ist?
- GREEN: Selbstverständlich.
- HIPPEL: Ist denn die hohe Politik Ihr Ziel?
- KANT: Davor bewahre mich der Himmel. Ich bin, wie mich Ihre Freunde nennen, ein Bücherwurm, und will auch einer bleiben. Das einzige, was ich anstrebe, ist, soviel Zeit und Musse zu haben, dass ich neben dem Lesen auch noch zum Denken komme.
- GREEN: In diesem Bücherwurm steckt mehr, als man vermuten könnte.
- RUFFMANN: Ja, etwas Unheimliches steckt in ihm. Wer auf den schießt, begibt sich in Teufels Küche.
- (Motherby kommt mit den Pistolen und säbeln herbeigelaufen.)
- RUFFMANN (zu Motherby): Langsam, langsam, mein Freund, lassen Sie sich nur Zeit. Die Duellanten haben sich inzwischen ausgesöhnt. Wenn wir nicht da wären, würden sie sich um den Hals fallen.
- GREEN (umarmt Kant): Eure Anwesenheit stört uns nicht. Der Magister hat mir eine Lektion erteilt. Ein regelrechtes Kolleg hat er mir gelesen, aus dem Stegreif, und ohne einen Shilling dafür zu verlangen. Ich glaube, er ist doch kein richtiger Schotte.

II. Bild

Königsberger Schloss. Thronsaal. Der neue König Friedrich Wilhelm II., ein beliebter, etwas aufgedunsener Mann von zweiundvierzig Jahren, in Generalsuniform. Ein Kammerherr hängt ihm den Krönungsmantel um. Der König nimmt auf dem Thronsessel Platz. Sein Kabinettsminister, Graf von Herzberg reicht ihm das Szepter und die Krone, die sich der König selbst aufs Haupt setzt. Herzberg, der während der Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg die Huldigungszeremonien zu leiten hat, bleibt neben dem König stehen.

KÖNIG (unwirsch, zu Herzberg): Man kommt sich hier vor wie eine Anziehpuppe. Die wievielte Huldigung seit der Krönung ist das jetzt?

HERZBERG: Die zehnte, Majestät. Aber ein besonders wichtige. Der Rektor und die Dekane der Universität Königsberg möchten Ew. Majestät ihr Treugelöbnis zu Füßen legen.

KÖNIG: Na, hopp, Herzberg, Spiegel!

(Herzberg reicht ihm einen Spiegel. Der König betrachtet sich und wird noch ungehaltener.)

KÖNIG: Wie oft soll ich Ihnen das sagen? Der Krönungsmantel muss so gelegt werden, dass man auch die Innenseite sieht. Echter Hermelin, hat eine Stange Gold gekostet. Von Pelzen verstehen hier die Leute was. In Königsberg hat jeder Koofmich nen besseren Fuchs als in Berlin der Stadtkämmerer. Den Brüdern muss man doch imponieren.

HERZBERG: Ich halte stets darauf, den Untertanen Ew. Majestät auch die Innenseite zu zeigen, soweit sie für die Monarchie von Nutzen ist und zum Wohlgefallen des Volkes beiträgt.

KÖNIG: Heben Sie sich Ihre geistreichen Randbemerkungen für ,ne Abendgesellschaft in Potsdam auf. Jetzt mal fixe, fixe, damit wir mit dem Zeug fertig werden.

(Herzberg winkt zwei Lakaien heran und drapiert mit ihnen sorgfältig den Krönungsmantel).

KÖNIG: Grosser Spiegel! (Die Lakaien schleppen einen grossen Spiegel herbei, in dem der König sich lange betrachtet.) Geht einigermassen. (Gebietet den Lakaien durch eine Geste, zu verschwinden). Fft!

(Die Lakaien ziehen sich zurück.)

KÖNIG: Wo bleibt die Militärkapelle?

HERZBERG: Ich habe sie abbestellt und dafür einen Kinderchor kommen lassen.

KÖNIG: Was haben Sie getan? Kinderchor statt Militärkapelle? Sind Sie wahnsinnig geworden?

HERZBERG: Der Rektor der Universität, der berühmte Professor Kant hatte untertänigst darum gebeten, dass keine Militärkapelle spielt. Er könne keine laute Musik vertragen. Die Musik, sagt er, sei eine aufdringliche Kunst.

KÖNIG: Was sich diese Bande von Professoren herausnimmt! Nächstens werden sie mir noch vorschreiben, was ich zu essen und zu trinken habe. Dabei verstehen sie nicht mal, einen Schnupfen zu kurieren.

HERZBERG: Verzeihen Ew. Majestät, der Professor Kant ist kein Arzt, er ist Philosoph.

KÖNIG: Schon gut, schon gut. Lassen Sie die Kinder herein.

(Herzberg klatscht einmal in die Hände. Unter Führung eines Gesangslehrers tritt der Kinderchor ein und stellt sich links vom Thronessel auf. Auf zweimaliges Händeklatschen des Ministers kommen durch die Mitteltür die Honoratioren der Stadt, geführt von dem Ersten Bürgermeister Hippel, herein. Sie umgeben den Thron im Halbkreis. Auf dreimaliges Händeklatschen Herzbergs treten von rechts her der Kultus- und Unterrichtsminister von Zedlitz, hinter ihm Kant und die Dekane der vier Fakultäten in ihren Roben ein. Sie halten sich in respektvoller Entfernung vom König. Auf einen Wink Herzbergs stimmen die Kinder die Festhymne an.)

KINDERCHOR (singt): Heil Friedrich Wilhelm Dir.
 Bleib unseres Landes Zier.
 (1. Gruppe) Dass Gott –
 (2. Gruppe) Dass Gott –
 (Alle) Deinen Arm Dir stärk!
 Mehre Dein Königtum,
 Ehre dem Herrscherruhm.
 Das wünscht von Herzen Dir
 Dein treues Königsberg.

KANT: Als schlichtem Sohn dieser Stadt ist mir unverhofft die Ehre zugefallen, Ew. Allergnädigsten Majestät in meiner Eigenschaft als Rektor der Universität Königsberg, im Namen sämtlicher Professoren und der gesamten Studentenschaft unsere untertänigste Huldigung darzubringen. Möge die Erleuchtung, die während der sechsendvierzigjährigen Regierungszeit des erlauchten Vorgängers Ew. Majestät in Preussen die Wissenschaften und Künste aufblühen liess, auch künftig unserem Lande zuteil werden.

(Der König nickt.)

HERZBERG (liest vor): Anlässlich der Krönungsfeierlichkeiten haben Seine Majestät, unser allergnädigster König Friedrich Wilhelm II. geruht, folgende Auszeichnungen zu verleihen:

Dem Militärgouverneur der Krönungs- und Hauptstadt Königsberg den Kronorden 1. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern;

Dem Ersten Bürgermeister der Stadt Königsberg, Theodor Gottlieb Hippel den Kronorden 2. Klasse mit Eichenlaub ohne Schwerter, und zu seinen treuen Händen ein Modell zu dem Standbild des Königs, das, in monumentaler Grösse ausgeführt, auf dem Schlossplatz aufgestellt werden soll;

(Hippel verbeugt sich tief.)

Dem Rektor der Universität Königsberg, Professor Immanuel Kant, für seine weltbekannten Verdienste und trefflichen Arbeiten auf den Gebieten der Mathematik, Astronomie, Physik, Geographie, Logik, Morallehre und Metaphysik den Kronorden 3. Klasse.

Ausserdem hat Seine Majestät beschlossen, das Jahresgehalt des letztgenannten Professors Kant von 220 auf 620 Taler zu erhöhen.

(Kant fällt, als er von der Gehaltserhöhung hört, in Ohnmacht. Die anderen Professoren bemühen sich um ihn. Die Honoratioren der Stadt verwirrt ab. Der König springt empört auf.)

KÖNIG (zu Zedlitz):

Da sehen Sie, Zedlitz, was herauskommt, wenn man zuviel des Guten tut und die Professoren mit Geld überschüttet. Anstatt sich zu bedanken, machen sie in Gegenwart ihres Souveräns schlapp. Und was dieser Professor Kant von der Erleuchtung unter meinem Vorgänger gesagt hat, hat mir auch nicht gefallen. Das riecht nach Aufklärung. Man wird auf die Herren Gelehrten hier im Osten besser achtgeben müssen. Verstehen Sie, Zedlitz?

ZEDLITZ:

Zu Befehl, Majestät.

(Der König legt Mantel, Szepter und Krone ab und verlässt mit seinem Gefolge den Saal, während der Kinderchor noch einmal die Hymne anstimmt.)

III. Bild

Rektoratszimmer in der Universität Königsberg. Kant in Erwartung Greens, der nun einer der angesehensten Kaufleute der Stadt ist.

- GREEN (tritt ein) : Seine Magnifizenz, der Rektor der Universität haben mich rufen lassen.
- KANT: Hören Sie damit auf, mein lieber Green. Man hat mich heute schon den ganzen Vormittag so tituliert, es war nicht mehr zum Aushalten.
- GREEN: Aber Sie haben ja auch noch andere Ehrungen empfangen – und angenehmere. Wie ich höre, hat der König Ihr Gehalt verdreifacht. Das kommt nicht alle Tage vor. Oder verlangt man von Ihnen dafür mehr als bisher?
- KANT: Geld und Macht gehen überall Hand in Hand. Das ist nun einmal so, auch in Preussen, wo man sich noch mit Silbermünzen begnügen muss. Aber wenn man für mehr Geld mehr Gehorsam verlangt, verzichte ich.
- GREEN: Etwas anderes wird auch niemand von Ihnen erwarten.
- KANT: Dabei leugne ich nicht, dass mir die Erhöhung meines Gehalts Freude gemacht hat. Nur war es so viel, dass es mir schon anfängt Sorgen zu bereiten.
- GREEN: Wie hoch ist denn jetzt Ihr Gehalt? Falls die Frage nicht indiskret ist.
- KANT: Keineswegs. Ich habe nichts zu verbergen. Sechshundertzwanzig Taler im Jahr. Dass man soviel mit Philosophie verdienen kann, habe ich in meinen kühnsten Träumen nicht geahnt.
- GREEN: Sechshundertzwanzig Taler sind ein Haufen Geld. Da kann ich Sie anpumpen.
- KANT: Sie können nicht nur, Sie sollen mich anpumpen. Deshalb habe ich Sie zu mir gebeten.
- GREEN: Wenn ich Sie recht verstehe, wünschen Sie von mir einen Rat, was Sie mit dem Geld anfangen sollen. Das einfachste Mittel gegen diese Gefahr lautet: heiraten Sie ein leichtsinniges Frauenzimmer.
- KANT: Der Rat kommt etwas spät.
- GREEN: Und warum haben Sie es nicht früher getan?
- KANT: Wie hätte ich rechtzeitig heiraten sollen? Als ich schon über die Vierzig war, erhielt ich meine erste feste Anstellung mit einem Gehalt von – sage und schreibe – zweiundsechzig Talern im Jahr. Fünf Taler und

fünf Silbergroschen im Monat. Hätte ich damit eine Familie ernähren können?

GREEN: Entschuldigen Sie, Professor Kant, aber ich kann dies nicht als Grund für Ihr Junggesellentum gelten lassen.

KANT: Sie meinen, dass ich nicht hinter einer wohlhabenden Bäckerstochter her gewesen bin? Welches vernünftige Mädchen hätte schon einen so mageren, vor Hunger zusammengeschrumpften Zwerg geheiratet?

GREEN: Sie waren eben kein Frauenjäger; das ist ein Fehler.

KANT: Ich habe nichts gegen Frauen. Aber ich habe nun einmal den Anschluss verpasst, und jetzt ist es zu spät. In meinem Alter heiratet man nur noch seine Köchin oder ein Ungetüm, dem man nicht zu widersprechen wagt. Dann lieber Junggeselle bleiben, bis ans Ende meiner Tage.

GREEN: Wenn Sie darauf beharren, fürchte ich, bleibt Ihnen in der Tat nichts anderes übrig, als Ihr Geld einem Mann anzuvertrauen, der damit einigermassen umzugehen versteht und Sie weder bestiehlt noch betrügt.

KANT: Kurz, einem Mann namens Joseph Green. Das ist unter meinen Bekannten der einzige, der alle diese Bedingungen erfüllt.

GREEN: Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wie Sie Ihr Geld anlegen möchten.

KANT: Anlegen – das kommt mir so vor, als ob ich von meinen Ersparnissen halb Afrika kaufen könnte oder mindestens eine grosse Insel im Stillen Ozean. Das einzige, was ich mir unter einer Anlage klar vorstellen kann, ist ein Haus, ein geräumiges Haus, in dem ich nicht nur schlafe und arbeite, sondern auch meine Freunde bewirten und meine Schüler unterrichten kann.

GREEN: Stellen Sie mir Ihre gesamten Ersparnisse zur Verfügung. Ich zahle Ihnen dafür sechs Prozent im Jahr.

KANT: Sechs Prozent soll ich für mein Geld bekommen? Das wäre doch Wucher!

GREEN: Unbesorgt, Herr Professor. Ich kenne Wucherer, die Ihren Schuldnern dreissig Prozent Jahreszins auferlegen und auf freiem Fuss herumlaufen, obwohl das Gesetz nicht mehr als zwölf Prozent im Jahr zulässt.

KANT: Wenn ich sechs Prozent bekommen soll, dann muss das Geld denen, die damit arbeiten, weit mehr als sechs Prozent abwerfen?

GREEN: Eine kleine Differenz bleibt zwischen Geben und Nehmen.

- KANT: Es will mir noch nicht in den Kopf. Für die ersten hundert Taler, die ich Ihnen gebe, bekomme ich sechs Taler. Die lasse ich Ihnen, und die werfen mir wieder sechs Prozent ab, und so geht es weiter. Auf den Zins häuft sich der Zinseszins, bis ich einen Goldklumpen besitze, der so gross ist wie das Königsberger Schloss.
- GREEN. Vorausgesetzt, dass Sie so alt werden wie Methusalem.
- KANT: Leben, leben und immer weiter leben, selbst wenn man vom Rheuma und von der Gicht geplagt ist, das Asthma einem das Atmen erschwert und man sich von Leibschmerzen krümmt. Man muss immer daran denken, dass das Geld für einen arbeitet und Zinsen heckt, auch wenn man nicht mehr den Federkiel halten kann.
- GREEN: Ja, mein lieber Professor. Früh sterben ist das grösste Vergehen gegen die Heiligkeit des Geldes. Alt werden ist der kategorische Imperativ des guten Bürgers.
- KANT: Abgemacht, sechs Prozent im Jahr, bis an mein seliges Ende.
- (Green hält ihm ein Papier hin. Kant unterschreibt. Green ab).
- KANT: So wird man Gefangener.

IV. BILD

Studierzimmer Kants im oberen Stock seines Hauses. Ein einfacher Schreibtisch, daneben ein anderer, mit Bücher beladen, und freistehend ein kleiner Frühstückstisch. Einfacher Schreibsessel, ein paar Stühle. An der Wand eine Gravüre: ein Porträt Jean-Jacques Rousseaus. Zu Beginn der Szene ist die Bühne vollkommen dunkel.

(Kant, hinter ihm Lampe mit Koffern)

- KANT: Bis hier riecht man es.
- LAMPE: Was denn, Herr Professor? Ich habe doch gelüftet, damit der Küchen-geruch sich verzieht.
- KANT: Er wagt auch noch, sich über mich lustig zu machen.
- LAMPE: Da sei Gott der Herr davor.
- KANT: Glaubst du, ich merke das nicht? Er hat nicht nur hier die Fenster aufgerissen, sondern auch im Schlafzimmer, obwohl ich es ihm hundertmal verboten habe. Weiss er noch immer nicht, dass das Wanzenvieh von aussen kommt und die Tiere sich in frischer Luft schneller entwickeln als im geschlossenen Raum?
- LAMPE: Wenn ich mich daran erinnert hätte, hochedler Herr Professor, hätte ich es nicht getan. Das kann ich beschwören.
- KANT: Lampe, Mensch, wie kann man nur so dumm und vergesslich sein? Ich glaube, Lampe, du bist gar kein Mensch, du bist nur ein Lebewesen. Und nicht einmal ein animalisches, sondern ein vegetalisches, das keinen Verstand und kein Hirn hat, nur einen Verdauungs- und einen Fortpflanzungsapparat. (Sieht auf den kleinen freistehenden Tisch) Was ist denn das? Warum ist hier für zwei Personen gedeckt? Hat er vielleicht gedacht, ich käme heute nicht zurück, und da hat er sich ein Weibsbild mitgebracht?
- LAMPE (verzweifelt): Josef, Jesses, Maria! Auf so eine sündige Idee wäre ich nie gekommen.
- KANT: Dann hat er womöglich vermutet, der Professor Kant hätte sich heimlich verheiratet, wie ein gewisser Kammerdiener Lampe?
- LAMPE: Nee, Herr Professor, das habe ich noch weniger vermutet. Dazu ist doch der hochedle Herr Professor viel zu gescheit.
- KANT: Na, endlich raus mit der Sprache. Was soll hier das zweite Frühstücksgedeck? Will er mich noch länger zum Narren halten?
- LAMPE: Ich habe die zweite Tasse und einen Teller mehr nur hingestellt, weil sich ein hoher Gast beim Herrn Professor angemeldet hat.

KANT: So? Ist der König von Preussen schon wieder in der Stadt? Der würde mich allenfalls aufs Schloss einladen, aber sich nicht in mein Haus bemühen.

LAMPE: So hoher Besuch nun wieder doch nicht. Es handelt sich nur um unseren Bürgermeister, der den Herrn Professor gern sprechen möchte.

(Von draussen ertönt eine Hausklingel.)

KANT: Da ist er schon. Geh mal runter, Lampe. Aber hauch' den Bürgermeister nicht zu scharf an. Der ist nicht gewohnt, dass man den Tag mit einem grossen Schnaps anfängt.

LAMPE: Ein Unterschied muss sein, Herr Professor. (Ab)

(Nach kurzer Pause tritt Bürgermeister Hippel ein, ein langer, hagerer Mann um die Fünfzig. Kant geht ihm entgegen.)

KANT: Was verschafft mir schon so früh die Ehre, mein lieber Bürgermeister? Sind Sie auch unter die Schlafwandler gegangen?

HIPPEL: Besuche um diese Zeit mache ich nur, wenn es sein muss. Aber heute muss es sein.

KANT: Seit wann sind Sie denn von Ihrer grossen Reise zurück?

HIPPEL: Seit drei Tagen. In knapp zwei Wochen hat die Kutsche den Weg von Berlin nach Königsberg gemacht.

(Kant fordert den Bürgermeister auf, am Frühstückstisch Platz zu nehmen. Die Köchin bringt Kaffee.)

KANT: Was gibt es in Berlin? Neue Könige – neue Philosophen – neue Schönredner? Das gehört doch in Preussen zur Tradition.

HIPPEL: Ich sehe, Sie wissen schon Bescheid.

KANT: Nein, ich weiss gar nichts. Von wo soll ich wissen, was in Potsdam und in Charlottenburg gekocht wird? Ich habe die ganzen Ferien über im Forsthaus in Moditten gegessen und mich damit amüsiert, zu zählen, wieviel Spatzen auf einem Baum sitzen.

HIPPEL: Da haben Sie recht getan, mein lieber Professor. Wir müssen jetzt alle Kräfte sammeln, denn die nächste Zeit, fürchte ich, wird nicht zu rosig sein.

KANT: Hat man mit der Krönung zu viel Geld verjuxt, und nun will man uns wieder kurz halten?

HIPPEL: Das wird vielleicht auch eines Tages kommen. Aber im Augenblick wirft die Regierung noch mit Geld um sich, als ob es Hobelspäne wären. Wer dem neuen Herrn da ober nicht gefällt, wird einfach pensioniert. Sollen die Bürger mehr Steuern zahlen. Genau wie in Paris und in Sankt-Petersburg. In diesem Punkte ist sich ganz Europa einig.

- KANT: Und wer wird in die Wüste geschickt? Vorläufig untersteht das Kultusministerium doch noch meinem Freund und Schüler, dem Freiherrn von Zedlitz.
- HIPPEL: Ja, vorläufig, ja. Aber wie lange noch – das wissen die Götter. Schliesslich hängen wir ja alle am selben Band, und wenn das entzweiggeschnitten wird, fallen wir alle ins Wasser. Nur die Wenigen, die zu schwimmen und zu kuschen verstehen, werden sich ans andere Ufer hinüberretten.
- KANT: Und wann wird die Sintflut einsetzen?
- HIPPEL: Manche meinen, es könnte ein paar Monate dauern, aber die Mehrzahl nimmt an, dass es sich nur noch um ein paar Wochen handelt, womöglich um Tage.
- KANT: Was will der neue Herr denn eigentlich? In erster Linie kommt es ja doch auf seinen Willen an.
- HIPPEL: Wenn er einen hat.
- KANT: Das ist der Mechanismus der Staatsmaschine unter der erblichen Monarchie.
- HIPPEL: Unter einem anderen Regime wäre es auch nicht viel anders.
- KANT: Aber wohin läuft die Monarchie, in welcher Richtung? Schliesslich werden die Herren bei Hofe nicht gleich die Republik ausrufen oder auch nur eine Palastrevolution veranstalten wie in Russland.
- HIPPEL: Nein, nein, davor sind wir sicher. Die Preussen sind keine Revoluzzer.
- KANT: Deshalb gefallen mir die Preussen: weil sie an die Evolution und nicht an die Revolution glauben.
- HIPPEL: Aber auch in Preussen darf man nicht alle und alles über einen Kamm scheren. Der Zeitfaktor, auf den kommt es an.
- KANT: Das habe ich schon mal gehört. Ich glaube, das hat ein gewisser Professor Immanuel Kant gesagt.
- HIPPEL: Ja, das haben Sie uns beigebracht, und Sie haben uns auch gelehrt, dass die Zeit nicht umkehrbar ist. Aber die Dinge, die in der Zeit passieren, lassen sich zum sehr grossen Teil umkehren. Ein halbes Jahrhundert lang herrschte in Preussen der Geist der Aufklärung. In mancher Beziehung war es bei uns freier als drüben, jenseits des Rheins, unter den Franzmännern.
- KANT: Gott sei Dank. Hier in Königsberg habe ich ex cathedra lehren dürfen, dass sich die Existenz Gottes nicht beweisen lässt.
- HIPPEL (lachend): Gott sei Dank, mein lieber Professor, hier dürfen wir den Herren da oben anrufen, ohne dass wir an ihn zu glauben brauchen. Aber nun

nähert sich die Zeit der wirklichen Glaubensfreiheit auch in Preussen dem Ende.

KANT: Ist das Ihr Ernst oder nur ein fauler Berliner Witz?

HIPPEL: Dies ist der eigentliche Grund dafür, dass ich am frühen Morgen zu Ihnen komme, um Sie zu warnen.

KANT: So feierlich habe ich Sie noch nie reden hören. Bisher sprach zu mir immer nur mein Freund, der Bürgermeister Hippel. Jetzt scheint der Polizeidirektor Hippel das Wort zu führen.

HIPPEL: Nein, mein verehrter Lehrmeister, ich bin nach wie vor Ihr Freund und, soweit ich es vermag, Ihr Beschützer und werde es bleiben. Das verspreche ich Ihnen. Aber wir müssen die Dinge sehen, wie sie sind, und nicht, wie wir sie wünschen. Ich sage Ihnen noch einmal: die Zeit der Aufklärung in Preussen ist vorbei. Wenn sie es zu dieser Stunde noch nicht ist, dann wird sie es morgen oder übermorgen sein. Die Staatsmaschine hat ihren Gang gewechselt. Die Zeit der Verdunklung steht uns allen bevor.

KANT: Die Ära der Dunkelmänner?

HIPPEL: Genau das wollte ich sagen. Die Dunkelmänner sind schon am Werk. Sie haben den König in der Hand und werden ihn nicht mehr freigeben.

KANT: Was meinen Sie damit? Erpresser, die zuviel von seinem Privatleben wissen?

HIPPEL: Ach, darauf kommt es nicht mehr an. Die Geschichten von seiner Mätressenwirtschaft kennt in Berlin der letzte Schusterjunge. Unter den Linden pfeift man darüber Gassenhauer.

KANT: So steht es schon in der preussischen Capitale? Und trotzdem glauben Sie, dass es in Preussen keine Revolution geben wird?

HIPPEL: Ironie und Frechheit sind in Berlin Gewohnheitsrecht. Das ist wohl überall das Privileg der grossen Städte. Wenn die Monarchen gescheit sind, drücken sie lieber ein Auge zu, denn im Grunde trägt es ja nur zur Popularität bei, wenn sich die Untertanen auf harmlose Weise über ihre Herrscher mokieren.

KANT: Was steht jetzt unter Verbot?

HIPPEL: Alles, was die religiösen Wandlungen des Königs und seiner Ratgeber betrifft.

KANT: Dass Friedrich Wilhelm II., ebenso wie sein grosser Vorgänger, in seiner Jugend dem Freimaurertum zugetan war, ist ja wohl kein Staatsgeheimnis.

- HIPPEL: Das allein würde auch in Berlin niemand als kompromittierend ansehen, und dass die Berater des jetzigen Monarchen seine Logenbrüder gewesen sind, auch nicht. Auch dass sowohl der König – er war damals noch Kronprinz – wie seine intimsten Freunde und Ratgeber sich inzwischen der Mystik verschrieben haben und Rosenkreuzer geworden sind, das belieben die Herren geheim zu halten.
- KANT: Was sind sie geworden?
- HIPPEL: Sie sind dem Orden der Rosenkreuzer beigetreten, einer jener halbreligiösen Vereinigungen von Tollköpfen und Wirrköpfen, die aus dem Mittelalter übrig geblieben sind. Sie verschwinden, und dann schießen sie wieder aus dem Boden empor wie Giftpilze.
- KANT: In meinem Königsberg und auch im Forst von Moditten ist mir diese Gattung noch nicht begegnet.
- HIPPEL: Aber sie existiert und ist lebendiger als je. Das weiss ich aus bester Quelle.
- KANT: Und was ist das Ziel dieser Ordensbrüder?
- HIPPEL: Sie sind sozusagen Freimaurer mit umgekehrtem Vorzeichen. Sie wollen die Menschen vor der Aufklärung retten. Zurück in die Finsternis, in das Dunkel der Mystik und der Mystifikation. Ich werde mich gegen sie wehren, so gut ich es vermag. Aber ich fürchte, ich bin auch schon von ihr infiziert. Der Gedanke, dass diese Kreaturen künftig über uns herrschen werden, macht meine Glieder schlaff.
- KANT: Das darf nicht sein. Sie, Bürgermeister Hippel, sind ein Mann, der allenthalben Freunde hat, bis zu den höchsten Ämtern hinauf. Sie kommen von einem gesunden, kräftigen Stamm und sind noch nicht fünfzig. Sie können und müssen sich zur Wehr setzen.
- HIPPEL: Was kann ich tun? Die da oben können und werden mir die Polizeimacht entziehen. Wenn ich ihre Befehle nicht ausführe, werden sie mir die Schlüssel zum Rathaus abfordern und mir die Kette des Bürgermeisters vom Leibe reißen. Was vermag ich dagegen?
- KANT: Wenn Sie offen zum Kampf gegen die Dunkelmänner aufrufen, werden Ihnen Tausende folgen.
- HIPPEL: Sie, Professor Kant, haben mir die Knochen verbogen, mit Ihren Prinzipien von Gehorsam und Untertanenpflicht. Im Grunde ist das, was Sie uns gelehrt haben, gar nicht so verschieden vom Kadavergehorsam der Jesuiten, nur dass die sich bloss einem Herren zu unterwerfen haben, und wir gleich einer ganzen Horde.
- KANT: Wenn ich verschuldet habe, dass Sie von der Seuche der Feigheit befallen sind, dann will ich wenigstens versuchen, meine Schuld wiedergutzumachen.

HIPPEL: Und wie?

KANT (nach einer Pause): Ja, wie? Das ist die Frage. Ich bin ein alter Mann, mit hundert kleinen Gebersten, über die ich nicht gern spreche, aber die meinen Körper entkräften. Wenn ich zehn Minuten gegangen bin, bin ich froh, eine Bank zu finden, auf der ich mich etwas ausruhen kann.

HIPPEL: Aber Ihr Geist ist ungebrochen, das ist die Hauptsache.

KANT (sinkt erschöpft in den Schreibtischsessel): Sehen Sie mich an, ehe Sie mich von neuem ausschelten. Sieht so ein Bürgerkriegsgeneral aus? Wenn ich zwanzig wäre, würde ich vielleicht alle meine Theorien über den Haufen werfen und auf die Barrikaden klettern. Und wäre ich vierzig, würde ich hinausgehen aus der belagerten Festung und versuchen, sie von aussen her einzunehmen. Aber wenn man auf die Siebzig losmarschiert und endlich in seinem eigenen Haus sitzt, das man sich mühsam zusammengespart hat, um Ruhe zur Arbeit zu haben, dann sieht manches anders aus.

(Man hört von draussen laute Stimmen und Scharren.)

LAMPE (tritt ein) : Herr Professor, es ist schon zehn Minuten nach sieben. Die Studenten johlen und trampeln, sie zerkratzen mit ihren Stiefeln den schönen neuen Fussboden, den der Herr Professor im Hörsaal hat legen lassen.

KANT: Die jungen Wölfe heulen und toben, um ihren Lerneifer zu bekunden.

HIPPEL: Ein paar Schakale scheinen auch darunter zu sein.

KANT: Wie kommen Sie auf diese Vermutung?

HIPPEL: In Berlin weiss man mehr von Ihren Vorlesungen, als es, wenn es mit rechten Dingen zuginge, möglich wäre.

KANT: Das sind die Schakale, die Burschen, die aus Wichtigtuerei oder um sich irgendwo Liebkind zu machen, ausplaudern, was ich Ihnen vortrage.

HIPPEL: Also Vorsicht, Herr Professor, kein unnützes Wort über die Religion.

KANT (richtet sich auf): Ausgezeichnet, gerade das kann ich heute brauchen. Eigentlich wollte ich über ganz andere Themen sprechen, aber ich werden den Schakalen eine Extralektion erteilen: über Religion in den Grenzen der Vernunft. Vorläufig hat mir ja noch niemand den Mund verbunden, und da sollen sie sehen, die Wölfe und die Schakale, dass Ihr Lehrer Kant kein Duckmäuser ist.

(Er rafft ein paar Bücher zusammen und wendet sich zum Gehen.)

V. BILD

Empfangssaal des Königs im Charlottenburger Schloss. Friedrich Wilhelm II. sitzt auf einem breiten Sessel, in respektvoller Entfernung von ihm, stehend, der Kultusminister Karl Abraham Freiherr von Zedlitz, ein Schüler Kants, der eifrigste Verfechter der Aufklärung in der Regierung Friedrichs des Grossen.

ZEDLITZ: Mein Portefeuille (überreicht mit einer tiefen Verbeugung dem König ein grosses rotes Lederportefeuille). Ich bitte Ew. Majestät untertänigst um die Gnade, es gütigst entgegenzunehmen.

KÖNIG: Sehr verständig, mein lieber Zedlitz, dass Sie meinem Ratschlag so rasch gefolgt sind und Ihre Demission eingereicht haben. Ich nehme sie hiermit an (nimmt das Ministerportefeuille). So, nun ruhen Sie sich mal gehörig aus.

ZEDLITZ: Majestät, ich fühle mich noch so frisch und rüstig wie an dem Tage, an dem der erlauchte Vorgänger Ew. Majestät, König Friedrich II. mir die Leitung des Departements für geistliche Angelegenheiten anvertraute.

KÖNIG: Ich weiss, ich weiss schon. So fühlen sich alle Staatsdiener, die in Pension gehen müssen. Aber einem so gescheiten Mann wie Ihnen brauche ich ja nicht auseinanderzusetzen, dass für einen Wechsel, namentlich auf den hohen Posten der Regierung, die Gesundheit des jeweiligen Titulars nicht das einzige Kriterium sein kann. Preussen ist ein fortschrittlicher Staat, und ein fortschrittlicher Staat braucht von Zeit zu Zeit neue Männer.

ZEDLITZ: Zu Befehl, Majestät. (Verbeugung.)

KÖNIG: Ihr reger und stets fortschrittlicher Geist hat weit über die Grenzen meines Königreichs hinaus Beachtung, wenn auch nicht immer Zustimmung gefunden. Aber das Rad der Geschichte dreht sich, und es ist die Pflicht der Souveräne, dieser Entwicklung Rechnung zu tragen. Sie waren in Ihrer Jugend, der damaligen Modesucht entsprechend, ein schwärmerischer Freigeist, und Ihr Lehrer Kant hat diese Tendenz eher gefördert als gehemmt. Inzwischen hat man überall gesehen, was dabei herausgekommen ist: Unruhe, Eitelkeitswahn, Überheblichkeit, ja, in einzelnen Fällen Neigung zum Ungehorsam gegen die bestehende Staatsordnung. Freigeisterei ist ein bössartiger Wind, der die Köpfe umnebelt, eine Art Föhn, weiter nichts.

ZEDLITZ: Wenn Ew. Majestät zulassen, in diesem Punkte

KÖNIG (unterbrechend): Schon gut, schon gut, ich kenne Ihre Einwände.

ZEDLITZ: Ich möchte mir nur erlauben, zu bemerken, dass ich mich von der sogenannten Aufklärung, wie sie sich in Frankreich und anderen

Ländern in so unheilvoller Weise entwickelt hat, stets ferngehalten habe. Mein Lehrer hiess nicht Diderot oder gar Voltaire, sondern, wie Ew. Majestät bereits zu erwähnen geruhen, Immanuel Kant, der grösste Philosoph unserer Zeit und vielleicht aller Zeiten.

KÖNIG:

Ja, da berühren Sie den Punkt, den ich den geistigen Habitus nenne. Dieser Herr Kant ist noch gefährlicher oder jedenfalls mir noch unsympathischer als die französischen Freigeister, die wenigstens aus ihrer Gesinnung kein Hehl machten. Doch dieser Kant, der, wie man mir sagt, Ihnen, Freiherr von Zedlitz, sein Hauptwerk gewidmet hat, als Sie schon Minister waren, dieser Professor Kant ist ein unaufrichtiger Wortdrechsler, devot, untertänig, wenn er sich davon einen Vorteil verspricht, aber in Wirklichkeit ein Reptil mit einer Giftzunge, eine Art Kreuzotter, wie man sie da oben in den Wäldern des Herzogtums Preussen nicht selten antrifft.

ZEDLITZ (in Erregung):

Wenn ich mir hierzu erlauben darf

KÖNIG (erhebt sich, heftig):

Lassen Sie das. Sie sind doch ein Mann von guter Erziehung. Da werden Sie Ihrem König wohl nicht ins Wort fallen. (Kurze Pause. Wechselt den Tonfall.) Wo war ich stehen geblieben? Ja, erst kürzlich, als ich zu meiner Krönung in Königsberg weilte, habe ich ihm meine Huld erwiesen und auf Ihren Vorschlag hin, Herr von Zedlitz, sein Gehalt fast verdreifacht. Und was war sein Dank? Schon im folgenden Jahr fing er wieder an, zu rumoren und verderbliche Schriften zu verbreiten. Na, dem werden wir auch bald den Giftzahn ausziehen.

ZEDLITZ:

Ich danke untertänigst, dass Ew. Majestät mich von der Pflicht entbunden haben, als zuständiger Minister bei der Operation Hilfe zu leisten.

KÖNIG (lachend):

Da haben Sie sich mal verplappert, mein lieber Zedlitz. Aber das macht nichts. Schüler, die ihrem Lehrer gegenüber folgsam und anhänglich sind, pflegen auch gute Untertanen zu sein.

ZEDLITZ:

Das bin ich, und das bleibe ich.

KÖNIG:

Genau diese Antwort hätte mir auch Ihr Lehrer Kant gegeben. Aber ich schätze Sie trotzdem (schlägt Zedlitz jovial auf die Schulter). Ich kenne die Verdienste Ihrer Familie um den preussischen Staat und um meine erlauchten Vorgänger. Ein Zedlitz hat dem Grossen Kurfürsten, bevor er in die Schlacht ritt, den Steigbügel halten dürfen. In Anbetracht dieser Verdienste schenke ich Ihnen (zieht eine Schnupftabakdose aus der Tasche) diese Tabakdose. Niesen Sie nur kräftig; das tut immer gut. (Reicht ihm die Hand.) Adieu.

ZEDLITZ (verneigt sich tief, verlässt den Saal.)

(Der König klingelt, ein Diener tritt ein.)

KÖNIG (zum Diener):

Der neue Minister, Herr von Wöllner soll kommen.

(Diener ab. Wöllner, ein ernster etwas verkniffen aussehender Mann um die Fünfzig, tritt ein.)

- KÖNIG: Nun, Herr von Wöllner, der Platz in meinem Kabinett ist frei. Das Portefeuille, das ich Ihnen zugedacht habe, liegt vor mir. Jetzt hängt es nur noch von Ihnen ab, ob ich es Ihnen geben kann. Sind die Pläne vorbereitet, um die ich Sie ersuchte?
- WÖLLNER: Wenn Ew. Majestät die bescheidenen Vorarbeiten, die ich auf Geheiss Ew. Majestät gemacht habe, huldvoll mit dem Wort Plan oder gar Pläne bezeichnen wollen – ich gestehe, dass mir immer die Hände zittern, wenn ich diese Worte höre. Denn was können wir ohnmächtige Erdenkinder schon planen, wo doch der beste Plan nichts anderes ist als eine Vorahnung dessen, was Gott der Allmächtige den Menschen vorgezeichnet hat.
- KÖNIG: Sehr gut, mein lieber Wöllner. Wenn ich mich recht entsinne, haben Sie diese treffliche Rede schon einmal an mich gerichtet und zwar, als Sie in Ihrer Eigenschaft als Ordensminister mich in die Gemeinschaft der Rosenkreuzer aufnahmen und mir den Ordensnamen Ormesus verliehen.
- WÖLLNER: So war es, Majestät. Ich erinnere mich jenes glücklichen Augenblicks.
- KÖNIG: Ja, das waren noch glückliche Zeiten, in denen ich als Kronprinz unter Ihrer Führung durch das Dunkel dem ewigen Licht entgegenschritt. Aber nun, da ich als König einen grossen Staat leiten muss, müssen wir auch mit anderen Zeitbegriffen arbeiten. Am Sonntag Predigt, in der Woche Arbeit, Arbeit, Arbeit! Die Pläne, die meine Mitarbeiter vorbereiten sollen, müssen zur Stunde und Minute fertig sein. Das ist Vorbedingung.
- WÖLLNER: Sie sind es auch, Majestät. (Zieht mehrere Papiere aus seiner Aktenmappe). Der vermutlichen Absicht des Himmels gemäss und alle Entscheidungen der Weisheit Ew. Majestät überlassend, habe ich es für zweckmässig befunden, den Grundriss von zwei Plänen zu entwerfen. Der erste, den ich als Immediatproject bezeichnet habe, fasst eine Reihe von Massnahmen zusammen, die sofort angewendet werden können und sollten, wenn sich in den geistlichen oder sogenannten intellektuellen Kreisen, vor allem also an den Universitäten, Abweichungen von der Staatsdisziplin, von den Maximen und Geboten der Kirche oder gar der Moral im weitesten Sinne zeigen. Die Strafen sollen gerecht, aber streng sein. Sie können auch akkumulativ verhängt werden. Ausserdem kann der Deliquent gleichzeitig mit den auf dem Verwaltungswege angeordneten Strafmassnahmen unverzüglich der ordentlichen Gerichtsbarkeit überliefert werden.
- KÖNIG: Also in breiter Front zum Angriff ausholen und keinen Pardon geben.

- WÖLLNER: Pardon in Form eines Gnadenaktes kann immer nur von Ew. Majestät ausgehen.
- KÖNIG: Na ja, das ist alles ganz schön und gut, aber ich frage mich, ob dieser Plan nicht eine Schockwirkung ausüben könnte, und Schockwirkungen liebe ich nicht. Was haben sie noch aufnotiert?
- WÖLLNER: Den Projectus Woellneri successivus.
- KÖNIG: Ach, lassen Sie doch diesen lateinischen Formalkram, ja? Ich für meine Person kenne mich genug im Lateinischen aus, um Prälaten der römisch-katholischen Kirche stilgerecht zu begrüßen, und genug in der französischen, um auf die Platitüden der Gesandten zu antworten, wenn sie mir ihre Beglaubigungsschreiben überbringen. Aber an meinem Hofe wird deutsch gesprochen und nicht irgend ein ausländisches Idiom.
- WÖLLNER: Der Zweck meines zweiten Plans ist eben, jegliche Schockwirkung zu vermeiden und nacheinander, in wohlgemessenen Abständen, die einzelnen Krankheitsherde zu bereinigen und den aufrührerischen Geist ohne viel Aufhebens im Keime zu ersticken.
- KÖNIG: Gefällt mir schon besser. In welcher Reihenfolge wollen Sie vorgehen?
- WÖLLNER: Ich halte mich an die alte und weise Maxime: Philosophia theologiae ancilla – die Philosophie ist die Dienstmagd der Theologie, die ihr Gepäck tragen darf, ohne selbst zu bestimmen, was man ihr auflädt.
- KÖNIG: Nicht übel.
- WÖLLNER: Dazu wäre notwendig, dass wir uns zunächst der Geistlichkeit jeglichen Dienstranges und aller anerkannten Religionen vergewissern.
- KÖNIG: Ohne unsere Kontrollmacht an die Schwarzröcke abzugeben, versteht sich.
- WÖLLNER: Selbstverständlich, Majestät. Nur wollte ich gehorsamst zum Ausdruck bringen, dass meines Erachtens den Geistlichen als Person und als Behörde die hervorragende Position wiedergegeben werden muss, die sie von jeher im sittlichen und religiösen Zusammenleben der Völker einnahmen.
- KÖNIG: Doch keine Inquisition, mit Daumenschrauben und Scheiterhaufen. Das mag ich nicht.
- WÖLLNER: Es handelt sich vorerst nur darum, den Geistlichen den Rücken zu stärken und sie aus der Gefangenschaft zu befreien, in die sie durch die Sophistik ihrer Widersacher geraten sind. Nehmen wir nur als Beispiel diesen Herrn Kant in Königsberg und die Geistlichen, die bei ihm ein- und ausgehen und deren er sich bedient, um seinen atheistischen Irrlehren ein schützendes Mäntelchen umzuhängen. Dieser zynischen Durchbrechung der natürlichen Rangordnung und der gefährlichen

Vermischung von Gut und Böse muss ein für allemal gesteuert werden.

(Durch eine Seitentür ist unbemerkt die Geliebte des Königs, Wilhelmine Encke, eine hübsche, rundliche, etwas robuste Frau Mitte der Dreissig, eingetreten.)

- WILHELMINE: Verzeihen die Herren, ich wusste nicht, dass mein König noch Audienz hält.
- KÖNIG: Das macht nichts, Kind. Komm her, setz' dich zu uns. Was wir hier besprechen, ist kein Geheimvertrag mit dem Kaiser von China, sondern eine Sache, die das ganze Volk angeht, und da kannst gerade du uns sehr nützliche Ratschläge geben. Finden Sie das nicht auch, Wöllner?
- WILHELMINE (zu Wöllner) : Ach, Sie sind der neue Kultusminister?
- KÖNIG: Nichts für ungut, Wöllner, dass ich Sie dieser Dame noch nicht in aller Form vorgestellt habe – ich dachte, Sie kennen einander schon, von einem Hofball oder sonstwo her.
- WÖLLNER: Ich hatte noch nicht die Ehre. Ich habe noch nie einen Hofball besucht.
- KÖNIG: Brauchen Sie auch künftig nicht, Wöllner. Ich verlange von keinem meiner Minister, dass er Quadrille oder gar Galopp tanzen kann.
- WILHELMINE (zu Wöllner) : Aber Sie können mir unbesorgt die Hand küssen, das wird Ihre Gemahlin doch nicht übelnehmen. (Sie hält Wöllner ihre Hand hin, Wöllner verbeugt sich, ohne die Hand Wilhelmines zu berühren.)
- KÖNIG: Sehen Sie, unsere liebe kleine Wilhelmine versteht sich selbst vorzustellen. Ich sage noch immer: unsere liebe Kleine, denn ich habe sie so vor Augen wie bei unserer ersten Begegnung, als sie zehn oder elf Jahre alt war und mir weinend in die Arme lief, weil man sie zu früh ins Bett stecken wollte.
- WILHELMINE: Er erzählt gleich unsere ganze Liebesgeschichte.
- KÖNIG: Nein, das werde ich nicht tun, obwohl nichts dabei wäre. Wahrscheinlich würde es für uns alle besser sein. Dann würde es nicht soviel törichten Klatsch und Tratsch geben.
- WILHELMINE: Aber den gibt's doch immer.
- KÖNIG (zu Wöllner) : Ich schwöre Ihnen, ich würde sie zu meiner Thronfolgerin ernennen, wenn das dem Hohenzollernschen Hausgesetz nicht widersprechen würde. Das Volk hängt nun einmal mehr an dynastischen Hausgesetzen als an seinem eigenen Glück.
- WÖLLNER: Majestät, darf ich mir nunmehr die Frage erlauben, wie unsere sehr verehrte gnädige Ratgeberin über die Störer und Aufwiegler in Sachen der Religion denkt, ob sie der immediaten oder der sukzessiven Taktik zuneigt.

KÖNIG: Ich will ihr das ein bisschen klarer, in populäreres Deutsch übersetzen: wärst du, Wilhelmine, dafür, die Professoren, die halbabrünnigen Geistlichen und die übrigen zersetzenden Elemente, die nicht an Gott glauben, auf einmal (pfeifender Ton und entsprechende Handbewegung) pffft abzuhalftern, oder so nach und nach, eine Gruppe nach der anderen?

WILHELMINE: Natürlich alle auf einmal und sofort. Dies ganze Gelichter sollte man hinter Schloss und Riegel stecken.

KÖNIG: Die Ansicht unserer Wilhelmine ist nicht ohne Belang. Aus ihr spricht die Stimme des Volkes. (Er erhebt sich.)

WILHELMINE (imitiert den Pfeiflaut und die Geste des Königs) : Alle – pffft

(Ein junger Adjutant kommt aufgeregt herein und flüstert Wöllner etwas ins Ohr. Wöllner flüstert dem König das selbe ins Ohr. Der König sinkt bestürzt in einen Sessel. Adjutant ab.)

KÖNIG: Eben wird mir gemeldet, dass in Paris die Volksmenge die Bastille, das Gefängnis für politische Verbrecher gestürmt und die Gefangenen auf freien Fuss gesetzt hat. Das bedeutet Revolution!

WÖLLNER: Vielleicht ist es nur eine Revolte, deren der König von Frankreich Herr werden kann. Das gebe Gott!

KÖNIG: Ja, das gebe Gott! Aber nun wollen wir erst mal an uns denken. Alles, was ich vorher angeordnet und erwogen habe, ist hiermit auf unbestimmte Zeit suspendiert. Verstehen Sie, Wöllner? Informieren Sie sofort die Stadtkommandanten von Berlin und Potsdam. Alarmzustand erster Dringlichkeit. Urlaube aufheben. Alle Mann in die Kasernen. Wachen in der Umgebung meiner Schlösser verdoppeln.

WÖLLNER: Ich werde für das Leben Ew. Majestät beten.

KÖNIG: Beten Sie nur. Und nun lassen Sie mich allein.

(Wöllner ab.)

VI. BILD

Königsberg. Garten der Villa des englischen Kaufmanns Green. Sommertag. Nachmittagsstunde.

Green (aus dem Schlaf sprechend) : Was, sie wollen ihn auf die Guillotine schicken?

KANT (wacht auf) : Was sind das für Mordgedanken?

RUFFMANN (schreckt aus dem Schlaf auf) : Wen?

GREEN: Den König von Frankreich, Ludwig XVI.

RUFFMANN: Um diesen Waschlappen, der vor lauter Soldaten, die um ihn herumstehen, die Gefahr nicht sieht, wär's an sich nicht schade. Aber ich kenne das: mit einem König fängt es an; dann kommen die reichen englischen Kaufleute, wie unser Joseph Green, an die Reihe, und nachher wagen sie sich sogar an einen gut preussischen Bankdirektor heran, wie ich einer bin.

KANT: Und die Philosophen, die bleiben ungeschoren?

GREEN (zu Kant) : Dass man in Ihrem Haus keine Diamanten und kein Gold und keinen Kreuzer findet, weiss die ganze Stadt. Also warum sollen sich die Revolutionäre mit Ihnen noch soviel Arbeit machen?

KANT: So spricht der Mann, dem ich mein ganzes Hab und Gut anvertraut habe. Nehmen Sie sich in Acht, mein lieber Green, dass Ruffmann Sie nicht aussticht und mir nicht morgen sechs ein halb Prozent Zinsen anbietet.

RUFFMANN: Nein, das tue ich nicht, und wenn ich daran das Doppelte verdienen würde.

GREEN: Sehen Sie, Kant, was für gute Menschen es noch auf der Welt gibt.

RUFFMANN: Ein Unterschied muss sein. Die Philosophen zanken sich fortwährend untereinander, und davon leben sie. Aber wir Geldleute halten zusammen wie die Kletten. Kein Zank, kein Streit. Wir jagen einander nicht die Kunden ab, und wenn wir darüber Bankrott machen.

KANT: Es ist ja allgemein bekannt, dass die Philosophen Profiteure sind und die Kaufleute und Bankiers aussaugen bis aufs Blut. Deshalb bleiben wir Habenichtse, und den Habenichtsen tut man nichts. So spielt sich doch in Ihrer Vorstellung die Weltgeschichte ab. Stimmt's oder nicht, meine Herren?

(Motherby, der Schwager Greens und Bürgermeister Hippel treten ein.)

HIPPEL: Ich sehe, die Herren amüsieren sich, indem sie einander ihre Unschuld unter die Nase reiben. Entschuldigen Sie, dass ich Sie dabei stören muss.

- KANT: Ah, Hippel, die Cassandra!
- HIPPEL: Sie haben vollkommen recht. Meine Bürgermeisterei ist für mich nur noch ein Nebenberuf. Meine Hauptbeschäftigung ist, Hiobsbotschaften zu verbreiten und damit noch den einen oder anderen unserer Mitbürger zu retten.
- KANT: Wer steht heute laut Ihren Geheimnachrichten auf der Proskriptionsliste?
- HIPPEL: Sie, mein lieber Kant, Herr Immanuel Kant, ordentlicher Professor für Metaphysik und Logik an der Universität Königsberg.
- RUFFMANN: Sagen Sie, Herr Bürgermeister Hippel – entschuldigen Sie, von Hippel....
- HIPPEL: Sie wollen darauf anspielen, das ich das alte Adelsprädikat meiner Familie wieder trage.
- RUFFMANN: Weshalb interessiert Sie das jetzt, Herr Bürgermeister?
- HIPPEL: Nicht weil mir daran liegt, mich mit dieser kleinen Vokabel zu schmücken, sondern weil ich glaube, dass es unserer Stadt dienlich ist.
- KANT: Sind wir eine Feudalgemeinde geworden, womöglich eine Stadt von Ordensrittern?
- HIPPEL: Aber Professor Kant, wie können Sie so etwas sagen oder auch nur vermuten? Nein, nein und noch einmal nein! Aber man muss die Dinge so sehen, wie sie sind. In Berlin ist man entschlossen, die Strömungen, die von Paris herüberkommen, restlos zu beseitigen. Überall in Preussen herrscht dieselbe Tendenz. Nur hier in Königsberg, behauptet man in Berlin, geht noch der Geist der Aufklärung, der Geist der Zersetzung und der Revolution um.
- KANT: Sagen Sie nur ruhig: treibt der Geist der Aufklärung und der Freiheit noch sein Unwesen.
- HIPPEL: In Berlin kommt es nicht mehr auf Formulierungen an, sondern auf Reaktionen. Die Regierung will reagieren, und sie wird reagieren. Das ist die Situation, vor der wir stehen und der wir Rechnung tragen müssen.
- KANT: Also Unterwerfung?
- HIPPEL: Nicht gleich so grosse Worte, Professor Kant. Sie wissen, dass man bei Hofe und in den Ministerien, insbesondere im Kultusministerium die Begriffe Aufklärung und Revolution der von Ihnen begründeten Lehre des Kritizismus gleichsetzt.

- KANT: So, so, Montesquieu, Rousseau, die Enzyklopädisten, Voltaire –alle die haben vor mir nicht existiert? Das scheint mir etwas zuviel der Ehre.
- HIPPEL: Nehmen wir an, Sie sind nicht der erste, sondern der letzte der Aufklärer gewesen. Aber dass die Geistesrichtung, die man jetzt in Berlin hasst und fürchtet wie den Teufel, hier von Ihnen ausging, lässt sich nicht bestreiten.
- KANT: Das ist auch nicht meine Absicht.
- HIPPEL: Dann kommen wir uns schon näher. Sie werden sich erinnern, dass ich Sie gewarnt habe, in Ihren Vorlesungen und in Ihren Schriften so freimütig über Religion zu sprechen.
- KANT: Es ist mir noch gut in Erinnerung.
- HIPPEL: Ich habe Sie darauf aufmerksam gemacht, dass man Sie in Ihrem eigenen Hause, in Ihrem Hörsaal bespitzelt. Ich habe Sie rechtzeitig davon unterrichtet, dass in Berlin im Departement für geistliche Angelegenheiten ein Personalwechsel bevorsteht. Der Wechsel ist inzwischen eingetreten. Herr von Wöllner ist de facto Kultusminister.
- KANT: Auch das haben Sie rechtzeitig vorausgesagt. Inzwischen habe ich noch Näheres erfahren, wer dieser Herr von Wöllner ist. Friedrich der Grosse hat in einem Aktenstück, in dem von Herrn von Wöllner die Rede war, am Rande mit eigener Hand einen Vermerk gemacht: Wöllner sei ein „betrügerischer und intriganter Pfaffe und weiter nichts!“
- HIPPEL: Die Zeit Friedrichs des Grossen ist eben vorbei. Wöllner ist an der Macht und genießt das volle Vertrauen des jetzigen Monarchen.
- KANT: Philosophie betreiben und lehren, unter einem betrügerischen und intriganten Pfaffen – das scheint mir unmöglich.
- HIPPEL: Mir auch, mein lieber Professor Kant. Aber an Ihnen ist es, daraus die Konsequenz zu ziehen.
- RUFFMANN (zu Hippel) : Mit anderen Worten: Sie als Bürgermeister von Königsberg glauben, nichts mehr für unseren Freund tun zu können.
- HIPPEL: Ich werde ihn verteidigen, so gut ich's vermag. Aber schützen – das geht über meine Macht. Man kann auch mich morgen absetzen, wie man den Freiherrn von Zedlitz abgesetzt hat.
- GREEN: Wenn ich Sie so reden höre, meine Herren, frage ich mich als Engländer, was das überhaupt ist, das berühmte Preussentum, vor dem noch vor zehn Jahren ganz Europa gezittert hat. Ich habe es mir immer vorgestellt als einen starren, unbeugsamen Stahlblock, und nun sehe ich, dass es aus lauter Molekülen besteht, die nur die Angst vor dem Despoten zusammenhält.

- KANT: Jedes Volk hat seine guten und seine schlechten Eigenschaften. Ich gebe zu, dass ich die schlechten in Preussen vielleicht gefördert habe, indem ich die Jugend mahnte: Geduld, Geduld! Dann wird sich eines Tages alles ändern.
- GREEN: Ich bin kein Philosoph, aber mir scheint, Sie haben Duldsamkeit und Geduld miteinander verwechselt.
- KANT: Gewiss, es ist nun einmal Brauch, dass auf jeden törichten Despoten ein Herrscher folgt, der seinen Untertanen etwas mehr Freiheit lässt – und vice-versa. Vater und Sohn, König und Kronprinz bilden Gegensätze, der Enkel ähnelt nicht seinem Vater, sondern seinem Grossvater. Ich behaupte nicht, dass es so sicher ist wie der Kreislauf der Gestirne, aber es ist eine der wenigen Erfahrungen, die man auf dem Gebiet der Erbfolge besitzt.
- HIPPEL: Sie laufen Gefahr, dass man Ihnen, vielleicht schon in der nächsten Woche, einen Maulkorb umhängt. Wollen Sie darauf in Geduld warten?
- RUFFMANN: Ein Maulkorb für Kant?
- HIPPEL: Jawohl, ein Maulkorb für Kant. Ein Mitglied des Zensurcollegiums, ein gewisser Woltersdorff hat schon einen Antrag in diesem Sinne gestellt, und es ist klar, dass es sich dabei nicht nur um das geschriebene oder gedruckte Wort handelt, sondern auch um das gesprochene, um die freie Rede in Ihren Vorlesungen. Man will Sie faktisch mundtot machen, und man wird dieses Ziel erreichen, wenn Sie der Gefahr nicht rechtzeitig aus dem Wege gehen.
- KANT: Wie will man diese Verbote begründen?
- HIPPEL: Gründe findet man in solchen Fällen immer. Entscheidend ist, dass nach Ansicht der Berliner Zensoren Ihre Anschauungen denen der Kirche widersprechen.
- KANT: Rom ist mir nicht feind.
- HIPPEL: Die Herren in Rom haben anscheinend noch nicht Zeit gehabt, sich mit Ihnen zu beschäftigen. Aber glauben Sie nicht, man würde Ihre Schriften auf den Index setzen, wenn man entdeckte, dass Sie die Existenz Gottes in Frage stellen?
- KANT: Ich stelle sie nicht in Frage. Ich sage nur, dass mit den Mitteln der Vernunft, mit Hilfe der aristotelischen Logik oder sonst einer philosophischen Methode, die von der Kirche anerkannt ist, niemand beweisen kann, dass Gott existiert. Das ist nicht dasselbe.
- HIPPEL: Wenn Sie dem Maulkorb entgehen wollen, gibt es jetzt nur noch ein Mittel: rasch fort.
- KANT: Und was meinen Sie, Ruffmann?

- RUFFMANN: Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Professor Kant, was Ihr Weggang für uns alle bedeuten würde: wir hätten nicht nur unseren besten Freund verloren, sondern unseren geistigen Mittelpunkt, der uns Jahrzehnte zusammenhielt. Aber ich glaube, der Bürgermeister kann die politische Situation und die Folgen, die sich daraus für Sie ergeben können, besser beurteilen als ich.
- KANT: Sie meinen, es ist so leicht für einen Siebzigjährigen, ins Exil zu gehen?
- RUFFMANN: Denken Sie an die Vorschläge, die man Ihnen schon seit Jahren gemacht hat, vor allem in Jena, wo Ihre Philosophie populärer ist als irgendwo in Preussen.
- RUFFMANN: Man wird die Mittel finden, in Jena für Sie einen Lehrstuhl zu errichten. Und wenn das nicht der Fall sein sollte, übernehme ich die Garantie für Ihren Lebensunterhalt.
- GREEN: Mein Freund Kant hat mir die Verwertung seiner Ersparnisse anvertraut. Sie stehen, bis auf den letzten Taler, zu seiner Verfügung.
- MOTHERBY: Ich verlange einen angemessenen Anteil an der Garantie für unseren Freund Kant.
- HIPPEL: Da haben wir wieder den Ring der Geldleute. Kaum haben sie von Konkurrenz gesprochen, sind sie einig zu einer gemeinsamen Aktion.
- RUFFMANN: Immerhin zu einer, bei der uns niemand Eigennutz nachsagen kann.
- KANT: Geld zum Lebensunterhalt, zur Reise, zur Begründung eines neuen Wohnsitzes ist viel, sehr viel, aber nicht alles. Ich habe mich mit dieser Lösung noch nicht einverstanden erklärt.
- HIPPEL (energisch, zu Kant): Sie machen einen Fehler, den Sie später bereuen werden.
- KANT: Zur Flucht wird immer noch Zeit sein.
- HIPPEL: Das ist nicht sicher.
- KANT: Was ist sicher in solch einem Fall, der einen neuen Anfang, aber auch das Ende vom Lied bedeuten kann? Ich bin nicht gewohnt, wie die griechischen Philosophen vor Sokrates, mein Gewerbe im Umherziehen zu betreiben. Ich brauche festen Boden unter meinen Füßen, damit mein Kopf funktioniert. (Er setzt sich seinen Dreispitz auf.) Haben Sie Dank für alles, was Sie mir schenken wollen, aber einstweilen machen Sie mir ein Geschenk, das ich noch nötiger habe: Bedenkzeit. (Er geht langsam und nachdenklich hinaus.)

VII. B I L D

Arbeitskabinett des Königs im Charlottenburger Schloss. Später Abend. Der König, abgespannt, schweratmend, mit offenem Kragen und offener Hemdbrust, in einem Sessel. Ein Kammerdiener zieht ihm die Militärstiefel aus und die Pantoffeln an. Wilhelmine Encke tritt ein. Der König gibt dem Diener einen Wink, sich zu entfernen.

(Diener ab.)

- WILHELMINE: Endlich, endlich habe ich dich wieder. (Sie will den König umarmen.)
- KÖNIG: Vorsicht; Kind, mit deinen Liebkosungen. Ein Druck auf meine Brust könnte mich töten.
- WILHELMINE: Was haben sie dir getan, mein geliebter Herr und Gebieter?
- KÖNIG: Sie wollen mich zugrunde richten, und diesmal, fürchte ich, haben sie erreicht, was sie wollen.
- WILHELMINE: Die Franzosen?
- KÖNIG: Die Franzosen haben sich gewehrt, weil wir in ihr Land eingefallen sind. Aber warum sind wir in Frankreich eingebrochen? Weil es den Österreichern so gefiel.
- WILHELMINE: Du kommst doch als Sieger zurück.
- KÖNIG (ächzend): Als Sieger! Mit zwanzigtausend meiner besten Soldaten bin ich ausgezogen, mit achttausend kam ich zurück.
- WILHELMINE: Je schwerer die Verluste, desto grösser die Heldentaten. Du gingst ins Feld wie die Kreuzritter und kehrst heim als ein Heros, der die Welt gegen die Unholde der Revolution verteidigt hat.
- KÖNIG: Ich habe nie nach militärischen Lorbeeren und nach Feldherrnruhm getrachtet. Ein friedlicher Herrscher wollte ich sein und bleiben – der erste Hohenzoller, der keine Kriege geführt hat.
- WILHELMINE: Ein Friedensheld bis du auch jetzt. Sie haben dir eben den Krieg aufgezwungen.
- KÖNIG (zieht Wilhelmine an sich) : Ja, so war es. Du bist die einzige Seele, die mich versteht. Ich kann kein Blut sehen. Bis zu meinem achtundvierzigsten Lebensjahr ist es mir gelungen, Blutvergiessen zu vermeiden, aber dann haben sie mich in die Falle gelockt. Wenn es wenigstens zum Wohl meines Landes gewesen wäre! Aber es geschah nur, um der Schwester des Herrschers von Österreich den Kopf zu retten. Und nicht einmal das ist erreicht worden.
- WILHELMINE: Du denkst zu schlecht von Marie-Antoinette.

- KÖNIG: Von diesem Weibsbild kann man gar nicht schlecht genug denken. Sie hat ihren Mann hintergangen, wo sie nur konnte. Mit fremden Diplomaten hat sie sich eingelassen. Mit Schmuck, den sie nicht bezahlen konnte, wollte sie sich ausputzen. Sie hat mehr Schuld an der Revolution als die Pompadour und die Du Barry.
- WILHELMINE: Beruhige dich. Aufregung schadet dir.
- KÖNIG (trocknet seine Stirn): Du hast recht, wie immer.
- WILHELMINE: Vergiss, was gestern war. Wir müssen jetzt alle an die Zukunft denken, an unsere Zukunft und an die unserer lieben Kinder.
- KÖNIG: Wo sind sie? Ich möchte sie noch einmal wiedersehen, ehe ich von dannen gehe.
- WILHELMINE: Das darfst du nicht sagen. Du bleibst bei uns und wir bei dir, bis alles Ungemach, das dir geschehen ist, vergolten und vergessen ist, und noch lange darüber hinaus wirst du mit uns sein.
- KÖNIG: Lass die Kinder zu mir kommen. Ich kann nicht zu ihnen hinübergehen, an ihr Bett, um Ihnen den Abschiedskuss zu geben. (Greift sich an den Hals.) Es würgt mich zu sehr. Die dicke Luft in Valmy – das Geschützfeuer – der Pulverrauch – der Sturm auf meine Truppen, die jetzt unter der Erde liegen, im Totenreich – ich werde die Erinnerungen nicht los. Es war furchtbar.
- WILHELMINE: Was machst du dir für trübe Gedanken? Die Toten leben. Alle Toten leben.
- KÖNIG: Schwatz' nicht solchen Unsinn. Hol' unsere Kinder. Wenn sie schon schlafen, wecke sie. Ich will ihnen in die Augen sehen, ehe ich sie verlasse.
- WILHELMINE: Wie du befehlst, wird es geschehen.
- KÖNIG (geht im Zimmer unruhig auf und ab, bleibt dann vor seinen Arbeitstisch stehen und schlägt mit der Faust darauf) : Wenn nur diese Habsburger nicht da wären!
- WILHELMINE: Sie stehen dir doch nicht mehr im Weg, seit Friedrich der Grosse sie aus Schlesien hinausgeworfen hat.
- KÖNIG: Aber ich stehe ihnen im Wege. Friedrich hat den Fehler begangen, sie an die Futterkrippe heranzulassen, als er sich an die Teilung Polens machte. Wenn ich sein Werk fortsetze, werden sie wieder zur Stelle sein, um sich vollzufressen wie hungrige Spatzen. Dabei wissen sie gar nicht, was sie mit ihrem vielen Land und mit ihren vielen Völkern anfangen sollen.
- WILHELMINE: Wozu brauchst du sie? Preussen im Bunde mit Russland – genügt das nicht, um Polen ganz aufzuteilen? Müssen es immer drei sein?

- KÖNIG: Das sagst du so, als ob es sich darum handelte, einen Kuchen zu zerschneiden. Wenn ich zum Krieg aufrufen würde und auf den Gassen ausschreien liesse: „Nehmt die Waffen – wir müssen Polen erobern“, dann wären sie zufrieden und würden sagen: „Unser König ist ein Held!“ Aber friedliche Eroberungen ohne Blutvergiessen mögen die Völker nicht. Dann zischelten sie hinter meinem Rücken und flüsterten einander ins Ohr: „Unser König ist ein Schlappschwanz.“
- WILHELMINE: Diesem Geflüster und Getuschel musst du eben vorbeugen. Gegen deine inneren Feinde musst du streng sein, sehr streng. Du bist eben zu human. Human darf man nur gegenüber seinen Freunden sein, und die muss man sorgfältig auswählen, sonst stellen sie einem zum Dank ein Bein. Oder es kommt einer, der weniger human ist, und dann laufen dem die anderen nach.
- KÖNIG: Gut. (setzt sich) Diesen Willen sollst du haben. Nun diktiere mal deinem König, was du wünschst. (Nimmt die Feder.) Ein Diktator von Wilhelmines Gnaden...
- WILHELMINE: Spotte nicht! Mir ist es ganz ernst damit, und dir sollte es das auch sein.
- KÖNIG: Also, was befiehlt Ew. Majestät?
- WILHELMINE: Zunächst einmal ein strenges Dekret gegen die Hetzer und Ketzer in Königsberg, gegen den Professor Kant und die ganze Bande seiner Schüler, die hier auf den Ämtern sitzen und gegen dich agieren.
- KÖNIG: So? Weißt du das so genau?
- WILHELMINE: Mein lieber Herr, das weiss doch ausser dir jedes Kind.
- KÖNIG: Das mag ja sein. Aber auf Kinderaussagen darf man nicht zuviel geben. Jedenfalls über das Dekret müsste ich erst mit meinem Minister Wöllner sprechen.
- WILHELMINE: Sprich nur mit ihm. Und wenn du es nicht magst, dann werde ich mit ihm sprechen. Er ist ein frommer Mann, und ich bin eine fromme Frau. Das ist eine gute Grundlage. Wöllner und ich – wir verstehen uns vortrefflich.
- KÖNIG: So, so, so, dann ist ja alles in bester Ordnung. Was soll denn in dem Dekret drinstehen, das du meinem Minister Wöllner suggerieren möchtest – oder das Wöllner dir in den Kopf gesetzt hat?
- WILHELMINE: Dass dieser Professor Kant sich nicht mehr, gleichviel auf welche Art, in Wort und Schrift in Angelegenheiten der Religion, der Moral und der Politik einmischen oder auch nur dazu Stellung nehmen darf.
- KÖNIG: Dass er sich nicht mit religiösen Angelegenheiten beschäftigen darf, haben wir ja schon geregelt.

- WILHELMINE: Ja, aber er tut es indirekt, auf Schleichwegen. Politik, Religion, Moral – das ist für ihn einerlei. Das alles ist Philosophie, behauptet er; deshalb fällt es in seinen Aufgabenkreis, denn er ist doch königlich preussischer Professor der Philosophie.
- KÖNIG: Was du da sagst, ist sehr klug und verständig. Nur fürchte ich, dass du dir zuviel Gedanken machst über Dinge, die man eigentlich den Männern überlassen sollte, denen, die ich dazu eingesetzt habe und die dafür bezahlt werden. Du bist eine schöne Frau, du hast blühende Kinder, geistige und künstlerische Interessen, was ich an dir sehr schätze. Aber dazu jetzt noch Politik, Dekrete, Regierungsgeschäfte, Verwaltung, sogar Personalfragen –
- WILHELMINE: Ich tue es doch nur, um dich zu entlasten.
- KÖNIG: Ich weiss, dass du es nur aus gutem Herzen tust, aus Liebe zu mir und zu meinem Volk. Aber du darfst dich nicht übernehmen. Du musst auch an deine Gesundheit denken. Während ich im Felde war, warst du doch in Bad Pyrmont?
- WILHELMINE: Ein schöner Ort, und die Kur dort ist mir vorzüglich bekommen
- KÖNIG: Dahin solltest du wieder gehen und für längere Zeit. Sprich einmal mit meinem Leibarzt.
- WILHELMINE: Und wenn er meint, das ich keine neue Kur nötig habe?
- KÖNIG: Umso besser! Dann habe ich für dich etwas viel Schöneres im Sinn. Seit deinen Studienjahren in Paris, als du noch ein halbes Kind warst, hast du nie mehr eine grössere Reise ins Ausland gemacht.
- WILHELMINE: Nach Paris soll ich gehen – mitten in der Revolution, wo man die ehrbarsten Frauen verhaftet und auf die Guillotine schickt?
- KÖNIG: Wie kannst du so etwas vermuten? Es gibt ja noch andere Städte als Paris und andere Länder als Frankreich. Alle guten Deutschen fahren gern nach Italien: Florenz, Rom, Neapel, wo man jetzt die Antike ausgegraben hat, Pompeji, Herculaneum – reizt dich das gar nicht, wo du die bildende Kunst doch so liebst?
- WILHELMINE (nachdenklich) : Ja, das wäre schön. Aber da wäre ich nichts als eine Vergnügungsreisende wie tausend andere auch.
- KÖNIG: Unsinn! Ich gebe dir einen ganzen Koffer mit Empfehlungen und Einführungsbriefen mit. Da werden sich dir in allen Schlössern die Türen öffnen. Man wird dich empfangen wie eine Gesandte des Königs von Preussen.
- WILHELMINE: Ja, das gefiel' mir schon. Aber du musst mir noch einen Wunsch erfüllen: dass du das Dekret gegen deine Widersacher erlässt. Damit du ruhig schlafen kannst und ich auch.

KÖNIG:

Dafür wird dein Freund Wöllner sorgen. Wir werden deinem Erzfeind Kant einen Maulkorb anlegen, den er mit allen Kniffen der Philosophie und der höheren Mathematik nicht abschütteln kann.

VIII. B I L D

Speisezimmer Kants. Wie überall in seinem Hause, einfache Möbel. Ein langer Esstisch, für etwa zehn Personen gedeckt, mit Schüsseln und Weinflaschen reich besät. Kant, neben ihm Bürgermeister Hippel. Hinter ihm die engeren Freunde, aber auch einige jüngere, die zum ersten Mal an seiner Tafel teilnehmen, unter Ihnen Jochmann, treten ein.

KANT: Nehmen Sie Platz, meine Herren, wie es Ihnen beliebt. In diesem Raum herrscht absolute Gleichheit.

(Die Gäste setzen sich nach und nach.)

Wenn es trotzdem heute eine Ungleichheit gibt, so nur, weil sich um diesen Tisch selten mehr als sechs Personen versammeln und ich auch nur sechs Silberbestecke besitze. Erschrecken Sie also nicht, wenn ohne Unterschied der Person der eine oder andere von Ihnen einen kräftigen Holzlöffel oder ein eisernes Küchenmesser bekommt. Ich hoffe, dass ungeachtet dessen niemand hungrig von dieser Tafel aufstehen wird.

(Beifall. Die Köchin kommt mit einem grossen Suppentopf herein und beginnt zu servieren. Im weiteren Verlauf der Mahlzeit bedienen sich die Gäste selbst.)

KANT: Es erfreut mich besonders, dass ausser meinen alten Freunden auch einige junge mir heute die Ehre ihres Besuches erweisen. Umso angeregter wird, wie ich erwarte, die Unterhaltung sein, und umso nützlicher nicht nur für die Jungen, sondern auch für uns Ältere. Denn zu den Übeln des Alters gehört, dass die Alten häufig nicht wissen, was die Jungen denken und wollen.

HIPPEL: Aber ich glaube, verehrter Professor Kant, was den Alten wie den Jungen heute vor allem am Herzen liegt, ist zu erfahren, was Sie zu tun gedenken. Die meisten von uns fürchten, dass es das letzte Mal ist, dass wir uns in Ihrem Hause und an Ihrer Tafel versammeln dürfen.

KANT: Ihr Wissensdurst nach meinen Plänen überrascht mich nicht, mein lieber Bürgermeister. Sie haben mir schon oft diese Frage gestellt, und zweifellos ist sie heute berechtigter als je. Auch unsere anderen Tischgenossen sind offenkundig beunruhigt um meine Zukunft. Viele von ihnen haben mir Abschiedsgeschenke gemacht. Ich danke Ihnen für Ihre noble Geste der Freundschaft und der Anhänglichkeit.

(Bewegung unter den Gästen.)

KANT: Die lang erwartete Weisung ist heraus. Man legt mir ein Schloss vor den Mund. Niemand soll mehr Kant hören, niemand etwas Neues aus seiner Feder lesen. Und auch von dem, was er in den letzten Jahren

geschrieben hat, ist das meiste von der preussischen Zensur verboten worden.

MOTHERBY (zu Kant) : Bei früherem Anlass hat mein Schwager Green Ihnen bereits geraten, nach England zu gehen, damit Sie wieder frei atmen und arbeiten können. Da unser Green nicht mehr unter uns weilt, fällt es mir zu, Ihnen den gleichen Vorschlag zu machen: Fahren Sie nach England. Übermorgen geht von hier ein gutes, sicheres Schiff ab. Ich besorge Ihnen eine Kabine. Aber zaudern Sie nicht länger. Die Zeit drängt.

KANT (zu Motherby) : Ich danke Ihnen, Mr. Motherby, wie ich Ihrem Schwager Green für mein ganzes Leben zu Dank verpflichtet bin. Er war nicht nur der Hüter und Verwalter meines Vermögens, sondern in gewissem Sinne mein Beichtvater. Je weiter ich mich in meinem Denken von der konkreten Wirklichkeit entfernte und ins Abstrakte vorstieß, desto mehr empfand ich die Notwendigkeit, meine Gedanken von einem Mann überprüfen zu lassen, der mitten im realen Leben stand. Auch dafür fand ich keinen besseren Ratgeber als meinen Freund Joseph Green. Er war der erste, dem ich meine „Critik der reinen Vernunft“ zur Prüfung vorlegte. Wir gingen zusammen Satz für Satz durch, und keine der siebenhundert Seiten, die Green nicht begutachtet und für richtig befunden hatte, schickte ich meinem Verleger. Green war der geduldigste und verständnisvollste Kritiker, den ich je gehabt habe. Aber auch diese Erinnerung vermag mich nicht umzustimmen.

(Unruhe unter den Gästen. Man hört Worte wie „Starrkopf“, „ruinieren“, „Märtyrer“.)

KANT: Ich sehe, meine Herren, Sie sind mit mir unzufrieden. Ich bin es auch. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn mein Vater, der ein tüchtiger Riemenschneider war, zwei seiner Lederriemen dazu verwandt hätte, mir den Hintern zu versohlen. Dann wäre ich nie auf den Gedanken gekommen, Philosoph zu werden, sondern ich hätte mich damit begnügt, Theologie zu studieren, wie meine Mutter es wollte. Ich wäre Landpfarrer geworden, hätte ein ordentliches Frauenzimmer geheiratet und ein Dutzend Kinder gezeugt. So hätte ich keinen Silbergroschen sparen können und keine anderen Sorgen gehabt als die, meine Familie zu füttern. Ich wäre auch in den Augen der Obrigkeit eine Null geblieben, und niemand hätte von mir Notiz genommen.

HIPPEL: Sie, Professor Kant, hätten es fertig bekommen, sich nur um Ihre Gören zu kümmern und nicht auch um die Menschheit?

KANT: Aber natürlich. Das Unglück ist, dass fast alle Philosophen unverheiratet waren. Da hatten sie Zeit und Courage, sich mit den Problemen der Menschheit, mit dem Staat, mit der Religion und mit anderen gefährlichen Dingen zu beschäftigen.

- MOTHERBY: Das leuchtet mir ein. Nur dass zwei Lederriemen genügt hätten aus Ihnen einen stumpfen Konformisten zu machen, kann ich mir schwer vorstellen.
- KANT: Sie kennen die preussische Geschichte nicht genug, Mister Motherby. Die Preussen brauchen Prügel. Hier hat es nie einen Tower gegeben und auch keine Bastille, wo man die Widerspenstigen auf Lebenszeit einkerkerte und vermodern liess, wenn man ihnen nicht vorher den Kopf abschlug. Ein so mildes System wie das preussische lässt sich nur durchführen, wenn man rechtzeitig die Untertanen prügelt.
- HIPPEL: Und wen man nicht verprügeln kann, dem legt man einen Maulkorb an. Glauben Sie wirklich, dass Sie hier mit einem Schloss vor dem Mund noch leben und arbeiten können?
- KANT: Ich will weder den Märtyrer spielen noch Selbstmord verüben. Dazu habe ich gar kein Talent. Ich beabsichtige auch nicht, den Rest meiner Tage wie Diogenes in einer Tonne zuzubringen. Aber Ihre Befürchtungen und Ihre Ratschläge, meine Herren, gründen sich auf Vermutungen. Prüfen wir einmal erst die Tatsachen, ehe wir ein Urteil fällen. Hier ist der Brief, den ich aus Berlin erhielt: eine persönliche Verwarnung oder, wie es in der Amtssprache heisst, ein königliches Reskript, ausgestellt auf Seiner Majestät allergnädigsten Spezialbefehl von dem Minister für geistliche Angelegenheiten, Herrn von Wöllner. Ich lese Ihnen im Vertrauen auf Ihre Diskretion den Wortlaut des Schreibens vor:
„Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König von Preussen etc. etc. Unseren gnädigen Gruss zuvor. Würdiger und hochgelehrter, lieber Getreuer!“
- RUFFMANN: Das fängt gut an.
- KANT: In der Tat, es fängt erstaunlich gut an für einen Brief, durch den man einen Mitmenschen der Sprache berauben will. Aber hören Sie, wie es weiter geht:
„Unsere höchste Person hat schon seit geraumer Zeit mit grossem Missfallen ersehen: wie Ihr Eure Philosophie zu Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christentums missbraucht; wie Ihr dieses namentlich in Eurem Buch: „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft“, desgleichen in anderen kleineren Abhandlungen getan habt. Wir haben Uns zu Euch eines Besseren versehen; da Ihr selbst einsehen müsst, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht, als Lehrer der Jugend und gegen Unsere, Euch sehr wohl bekannte, landesväterliche Absichten handelt. Wir verlangen des ehsten Eure gewissenhafte Verantwortung, und gewärtigen von Euch bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, dass Ihr Euch künftighin nicht dergleichen werdet

zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr, Eurer Pflicht gemäss, Euer Ansehen und Eure Talente dazu anwenden, dass Unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls Ihr Euch bei fortgesetzter Renitenz unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt.

„Sind Euch mit Gnade gewogen.

Berlin, den 1. Oktober 1774

Auf Seiner Königl. Majestät allergnädigsten Spezialbefehl.

Wöllner.“

(Gelächter der Gäste.)

Nun wissen Sie, meine Herren, mit was für einem schamlosen, abgefeimten Kerl Sie hier beisammen sitzen. Er mag ein würdiger und hochgelehrter Professor sein, obwohl letzteres keineswegs so sicher ist, aber selbst wenn es zutreffen sollte, dass er im Laufe der Jahre etwas Wissen angesammelt hat, so verwendet er seine Kenntnisse heimtückisch zur Schmähung der Religion, der die grosse Mehrheit seiner Mitbürger angehört, zur Irreführung der Jugend, zum Ungehorsam gegen die Obrigkeit und zu grober Pflichtverletzung gegenüber seinem Landesherrn, der ihm soviel Gunst und Gnade erwiesen hat. Mit einem Wort, dieser liebe, getreue Kant ist ein ganz gemeiner Schurke.

(Lachen der Gäste.)

RUFFMANN:

Hier ist zum Spotten und zum Lachen kein Anlass. Die Sache ist ganz klar: hier liegt ein neuer Fall Sokrates vor.

KANT:

Ja und nein. Athen war zur Zeit des Sokrates eine Republik, und ein breites Volksgericht, das wirklich die Stimme der gesamten Bürgerschaft repräsentierte, hatte über die Angelegenheit zu entscheiden. Wir dagegen leben in einer Monarchie, in der ausschliesslich dem Monarchen und den von ihm eingesetzten Ministern die Befugnis zusteht, über derartige Fälle zu befinden und das Strafmass für den Missetäter festzusetzen.

JOCHMANN:

Dann muss eben das Regierungssystem geändert werden.

KANT:

Eine sehr treffende Schlussfolgerung, wenigstens dem Anschein nach. (zu Jochmann.) Aber Sie werden zugeben, mein junger Freund, dass ich zu alt bin, mich an die Spitze einer Revolutionsbewegung zu stellen. Im übrigen sind die Erfahrungen, die Frankreich eben mit der Revolution gemacht hat, nicht sehr ermutigend. Und selbst wenn sie es wären – wo sind in Preussen die Revolutionäre? Ich habe zwar bisher meinen Fall nicht auf den Gassen ausgeschrien und habe auch nicht die Absicht, es fürderhin zu tun. Aber dass es eigentlich schon seit Jahren einen Fall Kant gibt, der wie ein Abszess einmal zum Platzen kommen musste, ist hinlänglich bekannt.

JOCHMANN:

Die Jugend ist mit Ihnen.

- KANT: Ich habe nicht den Eindruck, dass sich meinetwegen viele Arme rühren würden, namentlich unter den Studenten. Wenn ich sie morgen dazu aufriefe, würde es kaum anders sein. Glauben Sie wirklich, meine Herren, dass wegen eines Disziplinarverfahrens, das unzweifelhaft mit meiner Absetzung enden würde, genug Menschen bereit wären, die Staatsmaschine umzustürzen, ein neues Regime oder auch nur eine tiefgreifende Reform zu verlangen? Ich habe guten Grund, daran zu zweifeln.
- MOTHERBY: Also bleibt doch nur die Flucht ins Ausland.
- HIPPEL: Man wird Sie überall mit offenen Armen aufnehmen.
- KANT: An einer freundlichen Aufnahme ist mir nicht gelegen. Ich müsste die Garantie haben, dass ich in dem Land, das mir als Asyl dienen soll, freier lehren kann als in Preussen. Wo ist solch ein Land?
- MOTHERBY: Ich bin ein Kaufmann und habe nie eine Universität besucht. Aber mir scheint, dass Sie in Grossbritannien mehr geistige Bewegungsfreiheit finden würden als gegenwärtig in Ihrer Heimat.
- KANT: Dessen bin ich nicht so sicher. Ihre berühmtesten Hochschulen, Oxford und Cambridge stehen direkt unter der Aufsicht von Theologen, und wo das nicht der Fall ist, tritt an die Stelle der Kirchenmänner der Staat, der meistens gar nichts anderes ist als der Klerus ohne Talar.
- HIPPEL: Da Sie die Chancen; durch ein selbst zu wählendes Exil Ihren Verfolgern zu entgehen, in den Wind schlagen, aber auch nicht bereit sind, wie Sokrates den Giftbecher zu trinken, bleibt Ihnen, soweit ich sehen kann, nur die Antwort Galileis: der Widerruf, das Abschwören alles dessen, was Sie behauptet haben.
- KANT: Das ist eine Unterstellung, die ich von meinem Freund Hippel nicht erwartet habe. Ich wiederhole: ich bin kein Sokrates, aber erst recht kein Galilei. Ich halte das Abschwören dessen, was man als richtig erkannt hat und an dessen Richtigkeit man auch weiterhin glaubt, für schändlich und eines Philosophen unwürdig.
- HIPPEL: Verzeihen Sie, wenn meine Worte missverständlich waren. Nichts lag mir ferner, als Sie zu kränken. Aber verstehen Sie auch uns, Ihre Schüler und Freunde, die endlich wissen wollen: Was werden Sie tun, wenn morgen die Polizei an Ihre Türe klopft, Ihren Hörsaal versiegelt und womöglich Sie verhaftet?
- KANT: Das Wichtigste kann man mir nicht verbieten: das Denken. Für mich war ein halbes Jahrhundert hindurch Denken Tag- und Nachtwerk. Ich bilde mir darauf nichts ein. Sicher war die Arbeit meines Vaters, der Lederriemen zuschnitt, ebenso nützlich für die Menschheit, für seine Kunden wahrscheinlich nützlicher als meine bescheidenen Erkenntnisse, die ich meinen Schülern übermittelte. Aber was ich

ihnen vortrug, war in der Regel nicht nur für den Tag bestimmt, sondern für die Zukunft, für eine ungewisse, ferne Zukunft. Es war eine Aussaat, von der ich selbst nicht wusste, wann und ob sie jemals aufgehen würde. Deshalb, meine Freunde, sehe ich auch in dem Königlichen Reskript, das an mich ergangen ist, kein Todesurteil. Ich fühle mich dadurch geistig eher erleichtert als beschwert. Ich glaube, dass ich der Menschheit noch manches zu sagen habe, und ich werde es mit grösserer innerer Freiheit niederschreiben als bisher. Es ist ja einstweilen nur für mich, weder zum Hören noch zum Lesen bestimmt. Kann es etwas Schöneres geben? Ich bin kein Poet, aber auch für einen alten Magister ist es ein grosses Glück, ungeschminkt schreiben zu können, was er für richtig hält.

HIPPEL: Solange es kein anderer liest.

KANT: Nein, weil es kein anderer liest.

HIPPEL: Dass die Wahrheit unter Verschluss bleibt, stört Sie nicht?

KANT: Wie sollte mich das stören? Es ist notwendig. Es ist ein Gebot der praktischen Vernunft, und alle vernunftbegabten Wesen handeln danach. Wenn jeder in jedem Augenblick, frei von der Leber weg, alles sagen würde, was er für wahr hält, wäre das menschliche Zusammenleben unmöglich. (Er kehrt Hippel den Rücken zu.)

IX. BILD

Amtszimmer des Ersten Bürgermeisters im Königsberger Rathaus. Hippel sitzt am Schreibtisch. Lampe tritt sehr befangen und unter tiefen Verbeugungen ein.

LAMPE: Euer Hochwürden, Exzellenz, gnädigster Herr Erster Bürgermeister! Etwas Furchtbares ist geschehen.

HIPPEL: Was denn? Hat der Professor Ihnen verboten, schon morgens Schnaps zu trinken?

LAMPE: Das wäre auch schlimm. Aber noch was viel Schlimmeres ist passiert. Mein hochedler Herr, der Professor Kant ist verschwunden. Vorgestern, bald nachdem der Herr Bürgermeister und die anderen Gäste fortgegangen waren, ist er verschwunden. Ich habe ihm noch aus den Kleidern geholfen und ihn ins Bett gebracht, aber wie ich am nächsten Morgen vor sein Bett trat, um ihn zu wecken, da war er nicht da.

HIPPEL: Warum haben Sie mir das nicht sofort gemeldet?

LAMPE: Ich wollte nicht gleich Alarm schlagen und den hochwürdigen Herrn Bürgermeister damit belästigen. Ich dacht noch, unser Professor wird wiederkommen.

HIPPEL: Gehen Sie zu Herrn Direktor Ruffmann und Mister Motherby: die Herren möchten so schnell wie möglich zu mir ins Rathaus kommen.

LAMPE: Denen habe ich schon gestern gemeldet, was geschehen ist, und sie warten im Vorzimmer darauf, vom Herrn Bürgermeister empfangen zu werden.

HIPPEL: Bitten Sie die Herren, einzutreten, und dann gehen Sie in die Wohnung des Professors und passen auf, dass da nicht unbefugte Personen hereinkommen. Und den Mund halten. Verstanden? Dass kein Geschwätz in der Stadt entsteht.

(Lampe und die Köchin ab. Ruffmann und Motherby treten ein.)

HIPPEL: Da hat uns unser Freund Kant wieder mal einen schönen Streich gespielt. Solange man ihm zur Abreise riet, lehnte er ab. Und kaum ist er allein, macht er sich auf und davon.

RUFFMANN: Haben Sie eine Ahnung, Bürgermeister, wo er hingefahren sein kann?

HIPPEL: Ich habe eben erst von der Angelegenheit gehört. Selbstverständlich werde ich gleich genauere Erkundigungen einziehen. Aber leicht wird es nicht sein. Postkutschen gehen mitten in der Nacht nicht ab und grössere Schiffe auch nicht. (Zu Motherby) Hat er Ihnen denn nicht ein Wort hinterlassen, was mit seinem Geld geschehen soll?

- MOTHERBY: Nicht ein Sterbenswörtchen. Aber das ist so mit den Menschen, die um ihr Hab und Gut besorgt sind: wochenlang vorher überlegen sie es sich, und zum Schluss vergessen sie, ihrem Vermögensverwalter Order zu erteilen, wohin man Ihnen das Geld nachsenden soll.
- RUFFMANN: Auf Geld kommt es doch jetzt nicht an. Die Hauptsache ist, dass er sicher an sein Ziel gelangt.
- HIPPEL: Wenn man nur wüsste, wie dieses Ziel heisst?
(Während des Gesprächs ist Kant unbemerkt eingetreten.)
- KANT: Sie machen sich umsonst Sorgen, meine Herren. Der Flüchtling ist bereits reumütig zurückgekehrt, und der Rückkehrer meldet sich bei seinem Bürgermeister ergebenst zur Stelle.
- HIPPEL: Was war das, Kant? Scherz oder Ernst?
- KANT: Wie können Sie das fragen? Ich habe genau befolgt, was Sie mir geraten haben. Ich habe ausprobiert, ob die Flucht nach aussen leichter ist als die Flucht nach innen, in sein eigenes Ich. Und ich habe gefunden, dass der zweite Weg doch der richtige ist.
- RUFFMANN: Also war das ganze nur eine Promenade.
- HIPPEL: Wie sind Sie denn mitten in der Nacht aus der Stadt herausgekommen?
- KANT: Auf die einfachste Art und Weise: in einer Privatdroschke. Der Kutscher hat mir einen Koffer mit dem Nötigsten, etwas Wäsche und ein paar Büchern heruntergeholt, ohne dass meine Bedienten aufgewacht sind. Auch die Stadtwache am Möhltor hat sich wegen einer Mietdroschke nicht im Schlaf stören lassen. Dann bin ich vier Stunden durch den Wald gefahren. Niemals zuvor hat mir der Duft der Tannen so wohl getan. Und als ich mich umschaute, ging hinter mir gerade die Sonne auf. Ich glaubte wirklich, es sei die Reise ins Paradies.
- RUFFMANN: Er ist doch der geborene Nachtschwärmer.
- KANT: Es war nicht nur die schönste, sondern auch die längste Reise meines Lebens. So weit von Königsberg hatte ich mich noch nie entfernt.
- HIPPEL: Bisher musste die Welt zu Ihnen kommen, in Ihr Arbeitszimmer, in Ihren Hörsaal, damit Sie sie in Ihr Weltbild einreihen.
- KANT: Den Vorwurf muss ich auf mich nehmen. Ich habe mich stets damit begnügt, meine Naturkenntnisse, sogar die Geographie, die ich meinen Studenten vortrug, aus Büchern zu beziehen, deren Autoren ihre Weisheit oft nur aus den Beobachtungen anderer geschöpft haben. Das ist ein sehr trübes Prisma.
- HIPPEL: Nun haben Sie der Welt eine Gegenvsite gemacht.

- KANT: Ja. Ich habe zwar einige Dinge hinzugelernt, aber mich auch davon überzeugt, dass die Natur eine grosse Betrügerin ist, eine kokette Frau, die Ihre Bewunderer irreführt. Als ich aus den Wäldern auf das freie Feld hinausfuhr, war ich von dem Anblick aufs Neue begeistert. Ein Meer von Getreide lag vor mir. Als ich länger hinsah, bemerkte ich am Horizont merkwürdige Einbuchtungen. Mir schien, dass die Türme von Jena und von Erlangen vor mir lagen, von den Universitäten, die mich berufen hatten. Ich wollte schon aus dem Wagen steigen und die letzten tausend Schritte zu Fuss zurücklegen. Aber da waren die Trugbilder plötzlich verschwunden, wie eine Fata Morgana in der Wüste. Ein Student, der behauptete, mich zu kennen, machte mir ein Zeichen und bat mich, ihn eine Strecke mitzunehmen. Als ich ihm erzählte, was ich eben erlebt hatte, lachte er mich aus: „Wie kann sich nur ein Gelehrter wie Sie so täuschen? Wir sind ja noch nicht einmal an der Weichsel. Wie ich ihm von den Schönheiten der Natur sprach, wurde er noch dreister und erlaubte sich, mir zu sagen:“ Aber, Professor Kant, Sie sind ja ein Romantiker! Sehen Sie sich vor, dass Sie nicht den Verstand verlieren.“ Da wies ich ihn aus dem Wagen, aber es überlief mich doch kalt: was einem alten Magister alles passieren kann, wenn er allein, ohne rechtes Ziel, in die weite Welt hinausfährt. Ich kam mir vor wie ein Dieb, der sich selbst bestiehlt.
- HIPPEL: Sie nehmen solche kleinen Zwischenfälle tragisch. Das ist doch mit das Vergnüglichste auf Reisen.
- KANT: Da weichen unsere Geschmäcker voneinander ab. Schliesslich war es ja auch keine gewöhnliche Reise. Ich war's satt und rief dem Kutscher zu, er soll umkehren und in das Forsthaus Moditten fahren, damit ich mich dort noch ein paar Stunden ausruhe, ehe ich mich wieder in Königsberg zeige. Das war das Ende meiner Flucht.
- HIPPEL: Wann werden Sie Ihre nächste Reise antreten: Rom, Griechenland reizt Sie das nicht?
- KANT: Ehrlich gestanden: nein. Meine nächste Reise wird meine letzte und eine sehr kurze sein; ein paar hundert Meter werden genügen, um mich in die Grube zu fahren.
- HIPPEL: Ist es Ihr fester Entschluss, Königsberg nicht mehr zu verlassen?
- KANT: Ja. Wenn die Stadt nicht abbrennt oder wenn man mich nicht mit Gewalt abtransportiert, gedenke ich nicht mehr von dem Ort, in dem ich geboren bin und mein ganzes Leben zugebracht habe, fortzugehen.
- RUFFMANN: Ihm ist nicht mehr zu helfen.